GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **2 / 2017**

Throne, Mächte
und Gewalten

Impressum

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion
Carolin Brusky, Philipp Fuhrmann, Thomas Hanke, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Vanessa Lindl, Florian Volm

Künstlerische Gestaltung
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Senghor

Beratung
Cornelia von Wrangel

Fotografie Titelbild
Michael Bennecke

Grafik Design
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Druck
Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2017

Foto: Elke Teuber-S

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa hat ein prägnantes Wort zum Schlüssel seiner Gesellschaftsanalyse gemacht: „Wenn Beschleunigung das Problem ist, dann ist Resonanz vielleicht die Lösung“. Resonanz ist für Rosa das Leitbild eines gelungenen Lebens. Es bezeichnet die Erfahrung einer sprechenden, antwortenden Welt, die mir etwas zu sagen hat. Und es gibt zugleich die Erfahrung des Ich wieder, das sich als gestaltungsfähig, mitwirkend, „selbstwirksam“, wie er sagt, erlebt. Nun wäre Rosa kein wirklicher Erbe der Frankfurter Schule, wenn Resonanz nicht auch wesentlich kritisch gemeint wäre: Zur Resonanzsehnsucht gehören auch die Resonanzillusionen, also gesellschaftliche Verhältnisse und Praktiken des Selbst, die die Wunden, die die entfremdete Welt schlägt, nur notdürftig verpflastern oder im schlechteren Falle die Entfremdung vorantreiben, aus der zu entkommen sie suggerieren. Die überfrachtete bürgerliche Kernfamilie als „Resonanzhafen in stürmischer See“ ist eine solche, genauso wie die kontemplativ aufgeladene Natur als Resonanzoase.

Engel, so wie sie heute spirituelle Internetforen genauso bevölkern wie sie kirchliche Läden beherrschen, sind perfekte Verkörperung dieser Doppelgesichtigkeit: Sie stehen wie keine andere Figur im symbolischen Repertoire der Gegenwart für die Hoffnung, dass die Welt nicht stumm sein möge, sondern mich wahrnimmt und mir antwortet. Der Schutzengel, dessen Popularität die Beliebtheit selbst Gottes bei weitem übersteigt, verkörpert genau diese Sehnsucht, dass ich in den Zumutungen einer abweisenden und funktionalen Welt doch durch eine persönliche Macht behütet und zumindest in einem Augenpaar immer und stets als unverwechselbarer Mensch gesehen werde. Zugleich verkörpern die Engel der Gegenwart oftmals eher eine infantile Form von Religion, die sich als Projektionsfläche der Wünsche nach kindlicher Geborgenheit, oasenhaftem Rückzug und narzistischer Daueraufmerksamkeit für das stets zu kurz gekommene Ich anbietet.

Angesichts dieser ambivalenten Lage auf dem englischen Markt will das vorliegende Heft den Engel in den größeren Zusammenhang der „Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten“ (Kol 1,16) stellen. Englische Wesen sind befremdlich und verstörend und sie stellen vor allem auch die himmlische Machtfrage: Wem sprichst Du die letzte Macht in Deinem und über Dein Leben zu? Befremden mag und soll auch das Titelbild, doch ist das Fremde hier ganz nah: Der etwas aproportionale Seraph, der gängige Engelsvorstellungen durchkreuzt, schmückt die Innenseite der Limburger Staurothek. Sie ist dem Kunsthistoriker eine der bedeutendsten byzantinischen Goldschmiedearbeiten überhaupt, dem Gläubigen jedoch zudem noch der verzierte Aufbewahrungsort der Kreuzesreliquie. Dass in der Herrlichkeit das Kreuz verborgen liegt und dass umgekehrt das Kreuz zur Herrlichkeit hinführt, diese Erfahrung wünsche ich nicht nur dem treuen Künstlerpaar, das von Anfang an den GEORG mit Zeichnungen und Photographien bereichert hat und momentan von schwerer Krankheit gezeichnet ist, sondern auch allen Lesern und Leserinnen auf ihrem Weg auf das Weihnachtsfest zu.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

18 **Titelstory**
Dieter Böhler SJ
Der katholische Himmel – erklärt

10 **Aus dem Priesterseminar**
Philipp Fuhrmann
Rollen und Persönlichkeiten

26 **Worte zur Zeit**
Heinrich Watzka SJ
Von Engeln, Menschen und Maschinen

48 **Vorgestellt**
Isabella Senghor
Zwischen den Stühlen: Florian Volm und der Dialog

56 **Förderungen**
Wir fördern das Deutschlandstipendium

Editorial
03

06 **Scientia – Philosophie**
Tobias Müller
Jenseits des Materialismus

38 **Aus dem Jesuitenorden**
Ludger Hillebrand SJ
Das „Abuna-Frans-Haus“ in Essen

12 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Georg Pascal Klose
Sebastian Knapp
Theologie und Politik – (Wie) Geht das zusammen?

32 **Alumni berichten**
Ein Interview mit Georg Franz
„Ich fuhr so ein blaues Hustenbonbon“

Impressum
02

52 **Scientia – Theologie**
Thomas Ruster
Himmlische Machtfragen

28 **Aus den Instituten**

22 **Fragen über Fragen**
an Pia Zwegerl

23 **Das besondere Buch**
Sebastian Pittl
Freundschaften für eine andere Welt

Geschafft!
58

44 **Pietas**
Ein Interview mit Johannes zu Eltz
Der Teufel kommt nicht aus dem Kamin. Er sieht aus wie Christus.

42 **Aus der Hochschule**

14 **Weltkirche**
Katharina Penits
Eine Woche Dialog in Südosteuropa

30 **Centerfold**

Jenseits des Materialismus

Voraussetzungen und Grenzen der Naturwissenschaften

TOBIAS MÜLLER
Dozent für Natur- und Religionsphilosophie an der Hochschule für Philosophie München

Die Überzeugung, dass letztlich alle Wirklichkeit als eine Konstellation von Materie aufzufassen ist, ist das Grundcharakteristikum einer Weltdeutung, die als Materialismus oder auch als reduktiver Naturalismus bezeichnet werden kann. Reicht die dahinterstehende Vorstellung bis in die antike Philosophie zurück, so erhielt der moderne Materialismus neuen Aufschwung durch den enormen Erfolg der Naturwissenschaften seit dem 19. und vor allem 20. Jahrhundert. Denn dieser Erfolg führte zu der weit verbreiteten Auffassung, dass alles Wesentliche in der Welt naturwissenschaftlich erfasst werden könne. Umgekehrt wird dasjenige, was sich einer naturwissenschaftlichen Analyse entzieht, als etwas Unwesentliches oder als Erscheinung charakterisiert, die nicht nur von naturwissenschaftlich erfassten Strukturen abhängt, sondern vollständig darauf zurückgeführt werden kann.

Grundannahmen des Materialismus

Das damit einhergehende materialistische Naturverständnis lässt sich somit wesentlich dadurch charakterisieren, dass Natur nun nur noch als bloße Abfolge eines physischen Geschehens aufgefasst wird, das rein kausal beschrieben werden kann. Insofern auch der Mensch als Teil dieser Natur gesehen wird, erscheinen natürlich auch Dimensionen des Mensch- und Personseins wie Bewusstsein und Geist in diesem Licht nur noch als kausales Produkt der zugrundeliegenden materiellen Konstellationen. Diese Auffassung birgt für das Selbst- und Weltverständnis des Menschen eine enorme Brisanz, denn diese materialistische Auffassung steht in Spannung mit dem lebensweltlichen Selbstverständnis des Menschen. In seinem lebensweltlichen Selbstverständnis fasst sich nämlich der Mensch als ein Subjekt auf, das nicht allein von kausalen Faktoren der zugrunde liegenden materiellen Ebene bestimmt ist, sondern zumindest prinzipiell dazu fähig ist, seine Handlungen an Gründen zu orientieren und somit seine Interaktion mit anderen Subjekten und den Umgang mit seiner Umwelt rational durch Ziele, Werte und Zwecke zu bestimmen. Somit stellt die reduktionistische Sichtweise wesentliche anthropologische Grundmerkmale des klassischen Menschenbildes in Frage. Allerdings ist die behauptete Zurückführbarkeit der lebensweltlichen Strukturen auf rein physische Strukturen kein direktes Resultat der Naturwissenschaften, sondern stellt selbst eine über die wissenschaftlichen Ergebnisse hinausgehende Interpretation dar, die eine Vielzahl von Zusatzannahmen voraussetzt, die in der Debatte meist nicht explizit diskutiert werden.

Der Materialismus, der seine Legitimation aus den Naturwissenschaften ziehen möchte, setzt schon eine verabsolutierte Sichtweise der Naturwissenschaften voraus, die aus methodischen Gründen nicht haltbar ist. In ihr wird unterstellt, dass der Erfolg der Naturwissenschaften einen Materialismus deswegen nahelege, weil die Naturwissenschaften Wirklichkeit exklusiv beschreiben würden und hierfür nur materielle Konstellationen sowie bestimmte Gesetzmäßigkeiten benötigten.

Diese Auffassung übersieht aber, dass es sich bei aller naturwissenschaftlichen Forschung um eine sehr erfolgreiche, aber an bestimmte Fragestellungen gebundene Perspektive handelt, die nur bestimmte Aspekte der Wirklichkeit thematisiert. Illustrieren lässt sich das am deutlichsten anhand von einigen wissenschaftsphilosophischen Überlegungen zu den methodischen Voraussetzungen der Naturwissenschaften. Dabei sollen nur zwei prägnante Bedingungen – die pragmatische Festlegung der Fragestellung in den Naturwissenschaften und die Verwendung von Modellen – kurz angeschnitten werden.

Konstitutive Bedingungen der Naturwissenschaften

Wie gezeigt, ist in der gegenwärtigen Diskussion die Auffassung weit verbreitet, dass die naturwissenschaftliche Perspektive die Wirklichkeit schlechthin und exklusiv beschreibe. Diese Auffassung übersieht aber, dass bestimmte Fragestellungen für die jeweiligen Wissenschaftszweige konstitutiv sind. Das jeweilige Forschungsinteresse und die damit verbundene

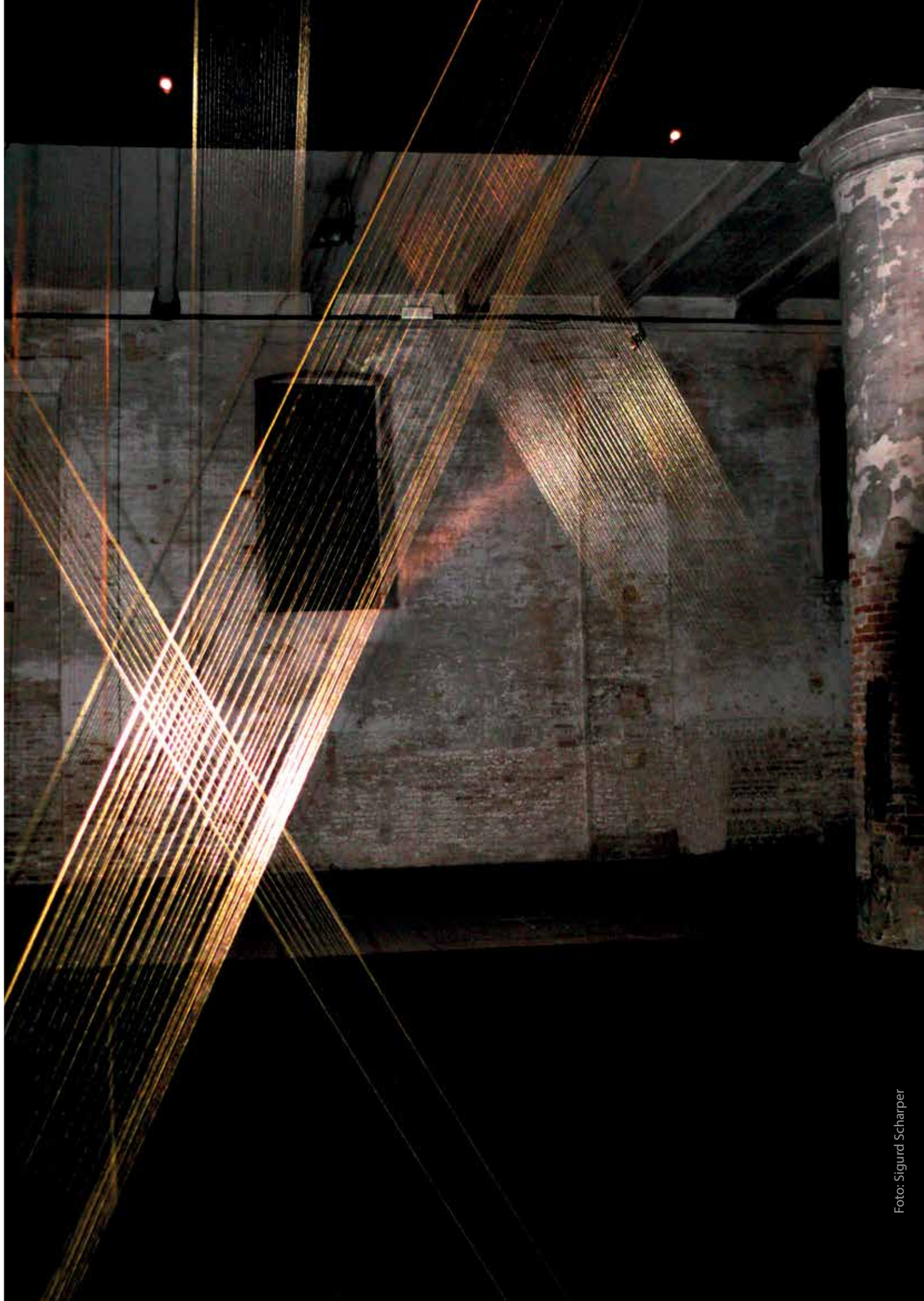


Foto: Sigurd Scharper

Fragestellung legen schon die Auswahl der Phänomene und die thematisierten Aspekte beziehungsweise Größen fest, die nicht einfach mit Wirklichkeit schlechthin gleichzusetzen sind. Vielmehr wird durch die Festlegung auf eine bestimmte Fragestellung eine bestimmte Ebene der Wirklichkeitsbeschreibung festgesetzt, ohne dass damit gesagt wäre, dass alle Phänomene der Wirklichkeit durch diese Ebene erklärt werden können. So rekonstruiert zum Beispiel die Physikerin und Wissenschaftstheoretikerin Nancy Cartwright den eigentlichen Gegenstand der Physik folgendermaßen: Ausgangspunkt der physikalischen Forschung ist ein Forschungsinteresse an der Bewegung von Körpern. Alle Eigenschaften, die für die Vorhersage der Körperbewegungen relevant sind, werden dann mit geeigneten Methoden thematisiert. Selbst wenn alle Faktoren unter dieser Fragestellung

„Die naturwissenschaftliche Beschreibung kann Wirklichkeit immer nur unter einer selektiven, idealisierenden und abstrahierenden Perspektive erfassen.“

gefunden werden, heißt dies natürlich nicht, dass es nicht noch andere Qualitäten in der Wirklichkeit gibt. Demnach beschreibt zum Beispiel die Physik nicht einfach die Wirklichkeit, sondern Wirklichkeit unter einer bestimmten Perspektive: Wie verhalten sich Körper und welche Faktoren spielen hierbei eine Rolle?

Das bedeutet, der jeweilige Forschungszweig geht von einer Grundfragestellung aus und untersucht unter dieser Fragestellung die Wirklichkeit. Andere Fragestellungen werden somit methodisch ausgeblendet und sind daher nicht von vornherein sinnlos, wenn sie nicht innerhalb des gesetzten Rahmens beantwortet werden können. Sofern naturwissenschaftliche Forschung aus methodischen Gründen bestimmte kausal-funktionale Aspekte der Wirklichkeit untersucht, bleiben lebensweltliche Bestimmungen des Menschen wie beispielsweise bestimmte Aspekte von Bewusstsein, Freiheit und auch eine mögliche religiöse Deutung, die sich einer solchen Beschreibung entziehen, ausgeklammert.

Dies wird auch bei der Verwendung von Modellen als einem zentralen Werkzeug der naturwissenschaftlichen Forschung deutlich. Unter einem Modell versteht man eine Interpretation eines empirischen Phänomens, das den intellektuellen Zugang zu diesem Phänomen zum Beispiel durch Analogisieren, Idealisierung und Vereinfachung erleichtert. Dabei ist ein wesentliches Merkmal von Modellen, dass sie immer nur einen bestimmten Aspekt des empirischen Phänomens modellieren, was dazu führt, dass die Beschreibung notwendig immer partiell ist, während andere Aspekte, die für die jeweilige Fragestellung nicht relevant sind, methodisch ausgeblendet werden. So sind die Aspekte, die in der modellhaften Beschreibung thematisiert werden, immer vom Forschungsinteresse und der jeweiligen Fragestellung abhängig. Darüber hinaus werden diese Aspekte in einer idealisierten Form thematisiert, die so in der Wirklichkeit nicht vorkommen, um die Modellierung zu vereinfachen. Dies führt auch dazu, dass innerhalb von bestimmten Wissenschaftszweigen verschiedene, miteinander nicht konsistente Modelle verwendet werden, die für die jeweiligen Teilaspekte dennoch ihren Zweck erfüllen.

Durch diese Überlegungen wird deutlich, dass die naturwissenschaftliche Beschreibung Wirklichkeit immer nur unter einer selektiven, idealisierenden und abstrahierenden Perspektive erfassen kann. Diese konstitutiven Merkmale naturwissenschaftlichen Forschens garantieren einerseits den großen Erfolg der Naturwissenschaften, andererseits begrenzen sie aber aus methodischen Gründen die Reichweite der naturwissenschaftlichen Erkenntnis.

Die Wissenschaftspraxis als Basis für ein umfassenderes Wirklichkeitsverständnis

In den bisherigen Ausführungen wurde kurz skizziert, warum schon die methodischen Voraussetzungen der Naturwissenschaften eine Verabsolutierung der naturwissenschaftlichen Perspektive zu einem reduktiven Naturalismus nicht legitimieren, denn demnach untersuchen Naturwissenschaften einer gewissen Ausgangsfragestellung gemäß empirische Gesetzmäßigkeiten unter bestimmten festgelegten Bedingungen und modellieren funktional-kausale Aspekte der Wirklichkeit in einer idealisierenden Perspektive. Dass damit andere Qualitäten und Perspektiven ausgeblendet werden, liegt also in der methodischen Verfasstheit der Naturwissenschaften, was eben nicht bedeutet, dass diese entweder unwesentlich oder gar nicht existent seien.

Zum Weiterlesen

Müller, Tobias / Thomas M. Schmidt (Hrsg.): Abschied von der Lebenswelt? Zur Reichweite naturwissenschaftlicher Erklärungsansätze, Freiburg (2015).

Mutschler, Hans-Dieter: Halbierte Wirklichkeit: Warum der Materialismus die Welt nicht erklärt, Darmstadt (2014).

Die rein kausal-funktionale Beschreibung der Wirklichkeit durch die Naturwissenschaften kann aber nicht erschöpfend sein, was sich anhand der Praxis der naturwissenschaftlichen Forschung erkennen lässt. Denn diese erweist sich als normativer Handlungszusammenhang, das heißt als ein Sinnzusammenhang, in dem gewisse normative Vorga-

„Der Erfolg der Naturwissenschaften zwingt uns nicht dazu, wesentliche Qualitäten des klassischen Menschenbildes aufzugeben.“

ben erfüllt werden müssen, um überhaupt zu den erwünschten Ergebnissen zu kommen. Besonders zeigt sich das an der experimentellen Praxis, die für alle empirischen Wissenschaften konstitutiv ist. In dem Experiment werden künstlich die Bedingungen herbeigeführt, unter denen die zu untersuchenden Faktoren isoliert werden. Dadurch können erst die Bedingungen erfüllt werden, durch die der Naturvorgang wissenschaftlich beschrieben werden kann. Dabei muss in Experimenten nicht nur der Aufbau in einem bestimmten Bezug zur Theorie stehen, es müssen auch verschiedene Teilhandlungen in einer bestimmten normativen Reihenfolge vollzogen werden. Experimentieren lässt sich somit nur als normative Handlungspraxis sinnvoll begreifen, deren Teilhandlungen gelingen oder misslingen und richtig oder falsch vollzogen werden können. Nur so lässt sich ein sinnvolles Treiben von Wissenschaft von einem laienhaften Herumdrücken an Messapparaturen unterscheiden.

Dieses zweckgerichtete und rationale Handeln, das die Voraussetzung des Experimentierens ist, kann aber selbst nicht mit einem reduktionistischen Ansatz vereinbart werden, demzufolge alle Phänomene letztlich rein kausal erklärbar sein sollen: Denn auf der Ebene der bloßen Naturabläufe gibt es keine Normativität, die als Kriterium für das Gelingen oder Misslingen wissenschaftlicher Experimenthandlungen fungieren könnte. Die für den Forscher vorausgesetzte Fähigkeit, sich dafür an Normen, zum Beispiel in der Experimentalpraxis, orientieren zu können, um zu rationalen Ergebnissen zu kommen, lässt sich daher in einer rein kausal verstandenen Welt nicht denken. Dieses Sollen setzt aber ein Können voraus, und dieses Können lässt sich reduktionistisch nicht fassen, weil im Bild des reduktiven Naturalismus alles Geschehen sich nur als das Wirken blinder Kausalkräfte auf der elementarsten Ebene darstellt.

Für die naturwissenschaftliche Forschung wird also selbst ein Subjektkonzept vorausgesetzt, das sich immer schon in lebensweltlichen Sinnstrukturen vorfindet und somit fähig ist, sich nicht nur rein kausal bestimmen zu lassen, sondern seinen Umgang mit Mitmenschen, Natur und Welt durch Ziele, Werte, Zwecke und rationale Gründe bestimmen zu können. So muss zum Beispiel auch ein Neurowissenschaftler – wenn er die Rationalität und Objektivität seiner Wissenschaft ernst nimmt – darauf bestehen, dass es nicht nur seine genetische Veranlagung oder seine neuronale Verschaltung ist, die ihn zu dieser oder jener wissenschaftlichen Annahme oder Theorie zwingt, sondern dass es für diese auch unabhängig von seiner eigenen physischen Verfasstheit vernünftige Gründe gibt, er diese auch erkennen kann, dementsprechend seine Experimente gestaltet und seine Theorie entwirft.

Was im Speziellen für die Subjektkonzeption in den Wissenschaften gelten muss, gilt natürlich prinzipiell für alle Menschen: Sie besitzen bestimmte Vermögen und Qualitäten, die sich innerhalb eines reduktiven Naturalismus nicht mehr beschreiben lassen. Das bedeutet umgekehrt nicht, dass zum Menschsein nur das Vermögen zu Rationalität gehört. Der Mensch ist ebenso wie jedes andere Lebewesen in mannigfaltiger Weise eingebettet in seinen Lebensvollzug, und seine Subjektivität steht somit in einem unhintergehbaren Zusammenhang mit seinem Organismus, der Natur, der Gesellschaft und seiner Lern- und Erfahrungsgeschichte, so dass in seinen Entscheidungen immer auch Erfahrungen, Bedürfnisse und Gefühle eine Rolle spielen. Aufgrund seiner Fähigkeit zur Selbstdistanzierung kann der Mensch sich aber zu diesen einbettenden Momenten prinzipiell noch einmal in Beziehung setzen.

Der Erfolg der Naturwissenschaften zwingt uns also nicht dazu, wesentliche Qualitäten des klassischen Menschenbildes aufzugeben. Im Gegenteil: Als ein rationaler und damit normativer Handlungszusammenhang erfordert Wissenschaft letztendlich selbst ein nicht-reduktionistisches Menschenbild.

Was ziehe ich heute an?

Rollen und Persönlichkeiten

Aus dem Priesterseminar

PHILIPP FUHRMANN
Lizentiat Theologie

Es mag albern klingen, aber neben der Frage, warum die Kaffeemaschine schon wieder nicht funktioniert, gehört zu den zentralen Problemen eines Priesterkandidaten der allmorgendliche Blick in den Spiegel und die Frage: Was ziehe ich heute an? Gilt im allgemeinen Volksmund das evangelische Pfarrhaus als gläsernes Gefängnis, steht das Priesterseminar diesem doch in nichts nach. Das eigene Zimmer ist die einzig gegönnte private Sphäre, schon der Flur davor ist öffentlicher Raum. Und in diesem repräsentiert der Priesterkandidat nicht nur sich selbst, sondern auch – oder noch viel mehr – die Heilige Römisch-katholische Kirche. Jede Handlung, jedes Wort und auch jedes Kleidungsstück werden so zum Statement. Pullunder steht für Mensch ohne Freunde, Anzug für Tridentiner. Ein neuer Haarschnitt ist eine Berufungskrise, der Bart die Unfähigkeit, den Alltag zu meistern. Jeans und T-Shirt brauchen wir erst gar nicht erwähnen, die, die das tragen, nehmen die Berufung sowieso nicht ernst und haben sicher eine Freundin. Was bleibt dem frommen Seminaristen übrig, der doch einfach nur Priester werden will? Am besten doch zurück zur Soutane und schon ist Ruhe?

Ich war als Priesterkandidat bisher in vier verschiedenen Seminaren: in Bamberg, Erfurt, im Germanikum (Rom) und in Sankt Georgen. Die Fragen und Probleme, die die Kleidung und den „priesterlichen Stil“ betreffen, waren in allen Häusern die gleichen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und dem Aufbruch eines nur durch Traditionen und Gesetze getragenen Priesterbildes fragen sich alle, was der Priester eigentlich ist und sein soll. Die Suche nach einer Antwort trieb tiefe Gräben zwischen „68er“ und „Tradis“. Ich habe manchmal das Gefühl, wir Priesterkandidaten werden in diesen Kampf zwischen Amt und Charisma geworfen, mit dem Auftrag, endlich einmal eine Lösung zu finden. Schließlich wollen wir Priester werden, da müssen wir doch wissen, wo wir hin wollen. Die Antwort dann bitte in der Kleidung, das ist das Einfachste und bedarf keiner großen Erklärung. Und so habe ich in den verschiedenen Seminaren erlebt, dass uns die einen Vorgesetzten im Anzug sehen wollen und daher im Seminar an Sonntagen und Hochfesten Anzugspflicht verhängen. Die Anderen wollen uns möglichst „normal“ und „unauffällig“, regen sich über Klerikalität auf, ohne aber wirklich zu wissen, welche Konsequenzen zu ziehen sind. Tausend mal schlimmer als die Vorgesetzten ist noch die öffentliche Meinung: Studierende, Professoren, Kirchgänger. Jeder Studierende kann aussehen, wie er oder sie will. Wir aber werden vielleicht einmal am Altar stehen, dementsprechend ist der Anspruch: Alle bilden sich auf den ersten Blick ein Urteil. Leider ist dieses meist sofort fest zementiert und nunmehr schwer zu korrigieren. Das betrifft natürlich auch den Umgang von uns Seminaristen untereinander. Wenn ich mich morgens frage, was ich anziehe, kann ich daher nur falsche Entscheidungen treffen.

Die Priesterseminare, die ich bisher besucht habe, befanden sich alle in sehr unterschiedlichen kirchlichen Umfeldern: fränkische Volkskirche, ostdeutsche Diaspora, römische Weltkirche, Frankfurter Multikulti. Es waren alles Regionalseminare mit Priesterkandidaten aus mindestens fünf Diözesen. Das Germanikum war da natürlich Spitzenreiter mit Seminaristen aus 51 Diözesen in 13 Ländern. Bei längerem Nachdenken wird es mir immer unverständlicher, warum ich bei all dieser Pluralität überall ähnliche Erfahrungen gemacht habe. Nicht nur die Fragen (und Antworten) nach priesterlichem Stil, Kleidung und Erscheinung eines Seminaristen waren überall die gleichen, sondern auch die Tischgespräche und der Alltag unterschieden sich nur in Nuancen. Das Problem, dass man auch bei 35 Grad Celsius im Speisesaal keine Schienbeine zeigen darf, begegnete mir schon in Bamberg. Auch heute – sieben Jahre Priesterseminar und zwölf Semester Theologie später – wird in Frankfurt die gleiche Diskussion geführt.

Der Krawattenpriester ist allerseits genauso in Frage gestellt wie der Kollarträger. Es gibt also weder klare Vorstellungen davon, wie wir auszusehen haben, noch einheitliche Vorbilder. Die Herausforderung, ständig Repräsentant einer Institution und mehr noch eines „geistlichen Standes“ zu sein, gestaltet sich dementsprechend immer als Überforderung. Das führt zu Uniformität (dunkle Hose, Hemd, Anzug), komischen Blüten (Rebellion durch bewusst auffallende Kleidung oder komplette Vernachlässigung der äußeren Erscheinung) oder Kompensation (Kollarhemd, solange der Regens es nicht sieht. Damit ist schließlich alles geklärt und inneren Unsicherheiten muss nicht weiter nachgegangen werden). Niemand hat meiner Meinung nach das Recht, sich darüber noch zu wundern.

Wenn gerechtfertigter Glaube an Intellektualität gemessen wird, Humanität an gutbürgerlicher Kulturaffinität, geistliches Leben an langen Hosen und Sozialkompetenz an Tischmanieren – dann trage ich wohl wirklich besser Soutane und habe meine Ruhe. In dieser milieuverengten Welt kann ich mich ungestört mit der Frage beschäftigen, warum ich mein Leben für die Kirche gebe und noch nicht einmal vernünftigen Kaffee dafür bekomme.

Das alles weist auf ein Problem hin, dass viel umfassender ist als die Kleidungsfrage. Sind unsere katholisch-theologischen Ausbildungsstätten Dörfer, die von außen böhmisch anmuten? Finden wir im Dorf Sankt Georgen vielleicht keine Antwort auf die Frage, wie sich ein Priesterkandidat anziehen soll, weil wir die falschen Fragen stellen? Ist es nicht letzten Endes ein Scheinproblem, ein Phantomschmerz aufgrund subjektiver Befindlichkeiten? Interessiert sich überhaupt jemand ernsthaft dafür?

In all den Jahren, in denen ich in den verschiedenen Seminaren Erfahrungen sammeln konnte, hatte ich immer das Gefühl, dass wir Gefahr laufen, uns zu sehr mit uns selbst zu beschäftigen. Anders kann ich mir eine Diskussion über Hosenbeine nicht erklären. Egal wo ich studierte, immer fiel es mir schwer, Außenstehenden zu erklären, was wir da eigentlich den ganzen Tag tun. Wir haben immer viele tolle Antworten, aber vielleicht sollten wir uns mal mit den Fragen der Leute außerhalb der Offenbacher Landstraße 224 auseinandersetzen. Ich weiß nicht mehr wie viel Zeit uns dafür noch bleibt, denn ernstzunehmende Antworten werden von der Kirche immer weniger erwartet. „Trag lange Hosen in der Kirche, wenn du fromm sein möchtest!“, ist vielleicht ein Grund dafür.

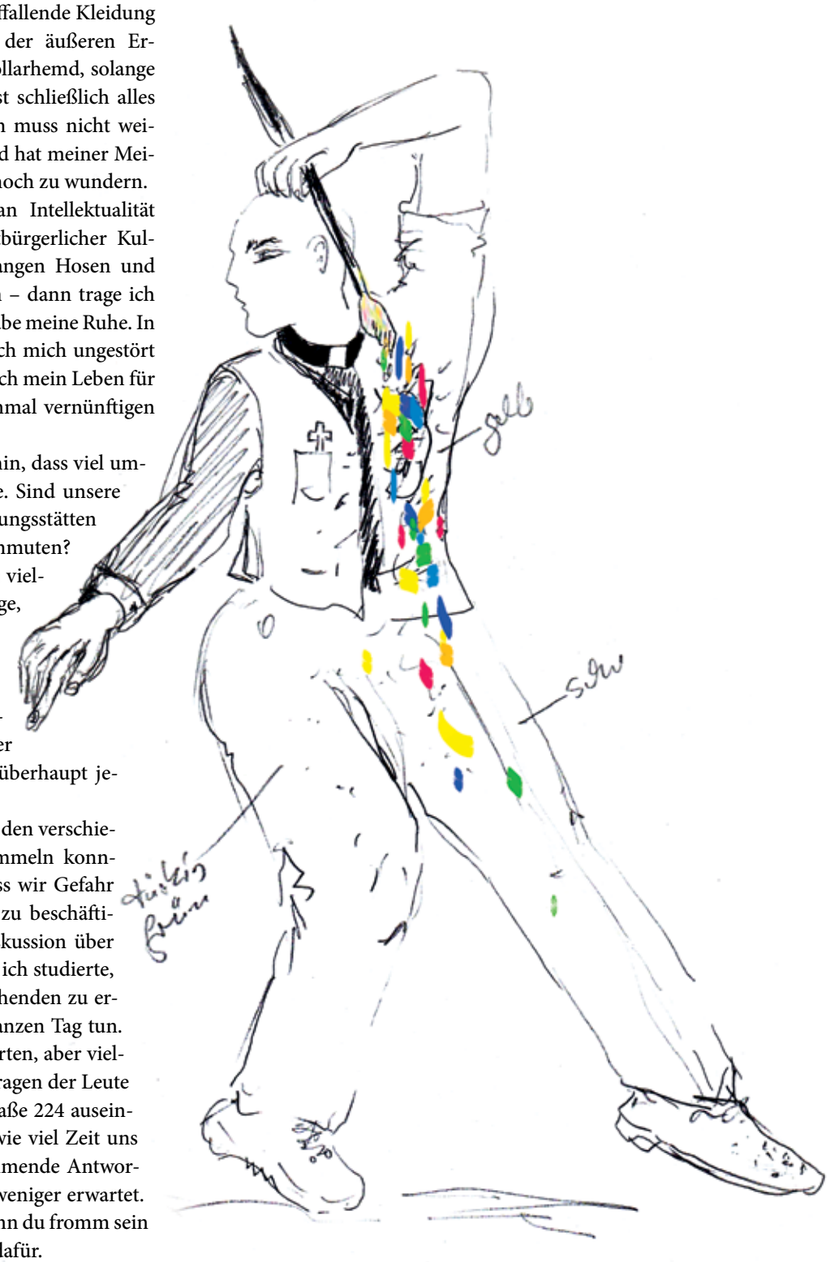


Illustration: Elke Teuber-S.

Theologie und Politik – (Wie) Geht das zusammen?

Stimmen aus Sankt Georgen

GEORG PASCAL KLOSE
Magister Theologie

In kaum einer anderen Stadt liegen Geschichte und Gegenwart, Politik und Wirtschaft, Kulturen und Religionen so dicht nebeneinander wie in Berlin, der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Wenn man in dieser Stadt lebt, begegnen sie einem jeden Tag. Sie fordert einen beinahe heraus, das politische Geschehen nicht ganz unkommentiert zu lassen. Für Jahrzehnte teilte eine Mauer die Stadt, davor regierten die Nationalsozialisten von ihr aus Deutschland. Geht man den Weg der früheren Teilung entlang, wird einem bewusst: Frieden, Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Einheit sind nicht selbstverständlich. Wie sind sie für uns Wirklichkeit geworden? Viele Gestalter und (Vor-)Denker der europäischen Einigung, die teilweise schon in Zeiten der Weimarer Republik oder des Dritten Reiches davon träumten, was sich mit der friedlichen Revolution zu entwickeln begann, setzten ihr Vertrauen in das Christentum. Damit sich etwas ändert, mussten sie sich mit ganzer Kraft einsetzen.

Auch dieser Tage wird regelmäßig von christlichen Werten und dem christlichen Abendland gesprochen; wie mir scheint, oft sehr verworren: Während die einen teilweise abwegige Forderungen mit „christlicher Tradition“ begründen, reduzieren die anderen das „christliche Erbe“ auf einige schöne Allgemeinpositionen, die man im Sinne der Menschlichkeit in jedem Fall einhalten sollte – aber das Konkrete, Unbequeme, Herausfordernde des Christentums bleibt vielfach ungesagt. Und erst das macht seine Größe aus. Papst Franziskus schreibt – hier bezogen auf die Ehe, aber erkennbar ebenso für andere Lebensbereiche gültig – dass die Christen nicht schweigen dürfen, „um in Mode zu sein […] Wir würden der Welt Werte vorenthalten, die wir beisteuern können und müssen.“ (Amoris Laetitia, 35). Die Konzilsväter des Zweiten Vatikanischen Konzils schreiben in *Dignitatis humanae*, dass die „religiösen Gemeinschaften nicht daran gehindert werden [dürfen], die besondere Fähigkeit ihrer Lehre zur Ordnung der Gesellschaft und zur Beseelung des ganzen menschlichen Tuns zu zeigen“ (Artikel 4, Absatz 5) – sie sollen es sogar. Wie vielen Christen in anderen Ländern der Erde bleibt dies verwehrt? Wir aber haben die Möglichkeit.

Im Zuge des Bundestagswahlkampfes habe ich an einigen Terminen von Bundestagskandidaten meines Wahlkreises teilgenommen. Dabei kam ich mit Menschen ins Gespräch, über die Themen, die sie in ihrem Alltag beschäftigen. Wenngleich nicht für alle Fragen – von Weltpolitik bis Kiez – alternativlose oder einheitliche Antworten aus dem Glauben gefunden werden können, sehe ich es doch als Pflicht an, mich als Theologiestudent mit dem zu beschäftigen, was sich in der Gesellschaft als Frage, Herausforderung oder Problem stellt.

Als Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung komme ich regelmäßig mit politisch interessierten und engagierten Studierenden ganz verschiedener Fachrichtungen zusammen. Als Theologiestudent bin ich freilich in der Minderheit zwischen vielen Jura-, Medizin- und BWL-Studenten. Aber mein Eindruck: Es gibt durchaus ein Interesse an dem, was Theologiestudenten aus der speziellen Perspektive ihres Faches zu Politik und Gesellschaft denken. Umgekehrt ist es auch für mich interessant, Denk- und Sichtweisen anderer Fächer kennenzulernen. Mir ist es wichtig, in solche Gespräche und Diskussionen die Position des christlichen Glaubens einzubringen. Gleichzeitig versuche ich auch in kirchlichen Kontexten das Bewusstsein wachzuhalten, dass die Kirche ihre Sicht in die Gesellschaft einbringen darf, sogar muss.

Politik besteht heute (hoffentlich) aus Dialog, Meinungsaustausch und Kompromissen – es bedarf Zuhören, aber ebenso Mut und Selbstvertrauen, seinen Standpunkt zu sagen.

Fotos: Christian Trenk

SEBASTIAN KNAPP
Magister Theologie

„Es gibt keinen bloß geglaubten Glauben, sondern er will gelebt sein und hat damit immer auch eine politische Dimension.“ Diese Aussage des ehemaligen Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierse bringt auf den Punkt, warum ich mich in meiner Identität als Christ zu politischem Engagement berufen fühle. Seit meinem 16. Lebensjahr bin ich Mitglied der Partei Die Linke und seit zwei Jahren in den dritten Orden des heiligen Franz von Assisi (OFS) berufen. Dadurch ist meine Spiritualität geprägt von einem stetigen Bemühen um Zuwendung zu den Armen und Ausgegrenzten unserer Gesellschaft, um ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Kulturen und Religionen und um eine konkrete Auseinandersetzung mit Umwelt- und Naturschutz. Hier zeigen sich die drei zentralen Schnittpunkte zwischen der Partei Die Linke und meiner franziskanischen Spiritualität: Gerechtigkeit, Frieden und Umweltschutz. Diese Punkte drücken für mich aus, was eine Politik mitbringen sollte, die zum Wohl Aller beiträgt. Erstens ist Die Linke eine unermüdliche Mahnerin für eine gerechtere Gesellschaft. Ihre Vision ist eine Welt, in der kein Mensch unter dem Existenzminimum leben muss, in der jeder die Möglichkeit hat einer Arbeit nachzugehen, die ihn erfüllt und zu mehr als zum bloßen Broterwerb dient und in der kein Kind in Armut aufwachsen muss. Zweitens zeigt sich in ihrem Engagement für Abrüstung, in der Konversion von Rüstungsgütern und im Bemühen um ein Verbot von Rüstungsexporten, dass sie die einzige Partei ist, die sich konsequent für Frieden einsetzt. Die Linke setzt sich zum dritten dafür ein, dass die Umweltdiskussion nicht zu Lasten der sozial Benachteiligten geführt wird. Auch bei Papst Franziskus findet sich diese Verbindung zwischen sozialer und ökologischer Frage wieder. So schreibt Papst Franziskus in Laudato Si´: „Wir kommen heute jedoch nicht umhin anzuerkennen, dass ein wirklich ökologischer Ansatz sich immer in einen sozialen Ansatz verwandelt, […] um die Klage der Armen ebenso zu hören, wie die Klage der Erde.“

Innerhalb der Partei Die Linke bin ich Mitglied des Sprecher*Innenkreises der Landesarbeitsgemeinschaft der linken Christ*Innen in Hessen und engagiere mich besonders für die religiös-politische Auseinandersetzung innerhalb der Partei. Dabei geht es um den interreligiösen Dialog mit einer gemeinsamen Suche nach einer gerechteren Gesellschaft. Außerdem wirke ich an der Gründung der Landesarbeitsgemeinschaft Bedingungsloses Grundeinkommen mit. Das Studium der Theologie unterstützt mich in meiner Argumentation für soziale Themen aus meiner Position als Christ heraus. Durch diese Auseinandersetzung mit der Fülle menschlichen Denkens und Handelns, eröffnen sich für mich neue Perspektiven auf die Ängste und Nöte der Menschen.

Mein Dasein als linker Christ weitet und ergänzt meinen Blick auf die Schwierigkeiten der heutigen Zeit und lenkt diesen auf die Peripherien der Gesellschaft. Deshalb drängt es mich zu einer Auseinandersetzung mit den Problemen der sozial Benachteiligten sowie mit den Ursachen der Ungleichheit und Benachteiligung.

Eine Woche Dialog in Südosteuropa

Die christlich-muslimische Summerschool – Ein Reisebericht

KATHARINA PENITS
Magister Theologie

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“ Das Sprichwort gilt auch für die christlich-muslimische Summerschool und unsere gemeinsame Reise. Wir – das sind zehn katholische Studenten von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und zehn muslimische Teilnehmer, ebenfalls überwiegend Studenten aus dem Rhein-Main Gebiet, aber auch aus Berlin und Niedersachsen, die zum Forum Dialog, einer bundesweiten Dialoginitiative von Deutschtürken, gehören.

Nach einem ersten Kennenlernen in Sankt Georgen machten wir uns auf die Reise. Vor uns stand eine Woche Dialog zwischen Christen und Muslimen, zwischen Menschen, die für ihren Glauben brennen und am Glauben der anderen interessiert sind. Mittlerweile sind wir zu Freunden geworden – über religiöse und kulturelle Grenzen hinweg. Die christlich-muslimische Summerschool fand in zwei Ländern statt, die nicht auf der Hauptroute der Touristen liegen. Die ersten Tage waren wir im Kosovo, die zweite Hälfte der Woche im Nachbarland Albanien. Zwei Länder mit unterschiedlich guter Infrastruktur, aber mit vielen Momenten eines friedlichen Miteinanders der Religionen. Und doch zeigen beide Länder gerade in dieser Hinsicht auch eine große Unterschiedlichkeit: Während das Kosovo eine aktuelle Geschichte des Konflikts und einzelnen Orten der Versöhnung hat, so sind die Religionen in Albanien durch ihre gemeinsame Verfolgung im Kommunismus zusammengerückt – beides Gründe für uns, warum wir in diesen Teil Südosteuropas gefahren sind.

Los ging es am 24. September, dem Tag der Bundestagswahl in Deutschland, von Frankfurt am Main über Lubljana, nach Pristina, die Hauptstadt des Kosovo. Die Stimmung war von Anfang an gut und voller Vorfreude. In Pristina versorgten wir uns erst einmal mit dem Nötigsten: Schokoladenriegel und Getränke vom einzigen Kiosk und natürlich Sim-Karten mit einigen Gigabyte Internet. Vom Flughafen ging es direkt zu unserer Unterkunft in die Loyola Schule in Prizren. Der Rektor der vom Jesuitenorden getragenen Schule, Pater Axel Bödefeld, empfing uns. Von ihm bekamen wir auch einen ersten Eindruck von der Lage im Kosovo, den schönen Seiten des Landes, aber auch den alltäglichen Schwierigkeiten.

Knapp 20 Jahre ist der Krieg her, bei dem es um die Zugehörigkeit des Kosovo zu Serbien oder seine Unabhängigkeit ging, doch auch heute noch bemerkt man im Kosovo eine angespannte politische Lage. Deutschland erkennt als eines von wenigen Ländern den Kosovo als eigenständigen Staat an und nach wie vor sind Bundeswehrsoldaten im Rahmen des Kosovo Force, kurz KFOR, hier im Einsatz. Daher sind viele Kosovaren Deutschland-Fans. Dementsprechend großzügig war die Gastfreundschaft während unseres gesamten Aufenthalts.

Der Krieg hat in der Region Spuren hinterlassen, die bis heute sichtbar sind, beispielsweise gibt es im Kosovo immer noch keine ausreichende medizinische Versorgung, nicht genügend Arbeitsplätze oder Bildungseinrichtungen. Die Schwierigkeiten, die es zu überwinden gilt, konnten wir im Diakonischen Zentrum in Mitrovica, einer Stadt im Norden, selbst erleben. Diakon Bernd Baumgarten führte uns durch seine Räumlichkeiten. Das ist eine Hoffnungswerkstatt des Kosovo. Junge Menschen werden hier in Berufen wie Schneider, Frisör, Fliesenleger und vielem mehr ausgebildet. Es gibt jedes Jahr mehr Bewerber als Plätze. Daneben bietet die Diakonie auch psychologische Beratung an. Diese unterstützt bei der Aufarbeitung der Kriegstraumata und hilft Rückkehrern aus Deutschland und anderen EU-Staaten, die sich dort Arbeit und ein besseres Leben erhofft hatten, nun aber enttäuscht zurückgekommen sind und sich eine neue Existenz aufbauen müssen.

Besonders beeindruckend war das Jugendzentrum. Es liegt direkt an der sogenannten Friedensbrücke, die den albanischen mit dem serbischen Teil Kosovos verbindet – und ihrem Namen noch nicht gerecht wird: Bei einem Spaziergang über den Fluss Iber, auf die serbische Seite der Stadt hinüber, hielten uns misstrauische Beamte zunächst zurück, ließen uns schließlich

Fotos: Osman Örs

aber doch passieren. Zurück im Jugendzentrum haben uns ein paar Jugendliche ihren einstudierten Tanz vorgeführt. Auf den sind sie stolz und mit dem waren sie bereits auf Tournee. Ein junger Mitarbeiter sagte uns dann, dass er das erste Mal seit sehr langer Zeit wieder über die Friedensbrücke gegangen sei, da er bisher Angst gehabt habe, dass ihm dort etwas passieren könne, weil er nur Albanisch spricht und kein Serbisch. Das hat uns zutiefst beeindruckt. Auch das war ein Stück Dialog.

Im Jugendzentrum erfuhren wir, dass die Arbeitslosigkeit bei 30 Prozent liegt und die Jugendarbeitslosigkeit sogar noch wesentlich höher ist. Und trotzdem verzagen die Menschen nicht, gibt es tolle und zukunftsträchtige Projekte – wie die Loyola Schule der Jesuiten und das diakonische Zentrum. Diese Orte bieten Perspektiven für junge Menschen im Kosovo.

Weitere Orte, an denen in die Zukunft der jungen Kosovaren investiert wird, sind die Schulen und Universitäten, beispielsweise die Epoka Universität und die Beder Universität. Wir konnten mit den Lehrenden und Rektoren sprechen, sie berichteten uns vom Bildungssystem und vom Zusammenleben und -lernen der verschiedenen Religionen.

Die Interreligiosität unserer Summerschool zeigte sich nicht nur zwischen katholischen und muslimischen Teilnehmern, sondern auch in der Vielfalt des Programms. So haben wir auch Vertreter anderer Religionen getroffen: Wir begegneten einem Rabbi, der zu uns an die Loyola Schule kam, um uns von der jüdischen Diaspora im Kosovo zu erzählen, und dem Baba Mondi, quasi dem Papst der Bektashi-Sufis, durch den wir den Sufismus, eine Strömung des Islam, und seine Unterart, den Derwischorden der Bektashi, kennenlernten. Wir hatten sogar ein Gespräch und eine Führung durch das Weltzentrum der Bektashiten.

Ein besonderes Erlebnis war der Besuch des Klosters Visoki Dečani. Dieses serbisch-orthodoxe Kloster wird auch heute noch von Mönchen bewohnt und wird als serbische Enklave von KFOR-Soldaten bewacht. Daher mussten wir am Eingang unsere Reisepässe abgeben und bekamen sie erst beim Verlassen des Klosters zurück, was bei manchen von uns auf Skepsis stieß. Pater Sava Janjić, der Abt des Klosters, führte uns durch die wunderschön bemalte Kirche und empfing uns danach zum Tee im Wohnzimmer. Er war zum Dialog bereit.

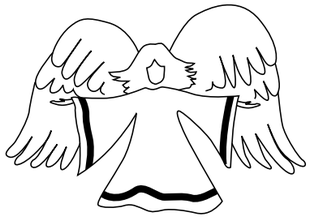
Der Weg nach Albanien führte uns durch ein wunderschönes Gebirge. Während der Fahrt wurden, unter erschwerten Bedingungen, Referate gehalten. Da unser Bus mit seinem kosovarischen Kennzeichen nicht in die albanische Hauptstadt einfahren durfte, mussten wir vor den Toren Tiranas in einen Bus mit albanischem Nummernschild und Busfahrer umsteigen. Durch die Stadt führten uns albanische Studenten, die sich unserer Gruppe anschlossen. Nach dem Abendessen über den Dächern Tiranas ging es in Serpentinen die Berge hinauf zum Hotel. Erschöpft von dem Tag haben wir erst am nächsten Morgen die Vorzüge des Dajti Park Hotels wahrgenommen: Neben Außenpools hatte es eine traumhaft schöne Aussicht, hinunter ins Tal und auf die Hauptstadt Albaniens, sodass wir uns fühlten wie im Urlaub.

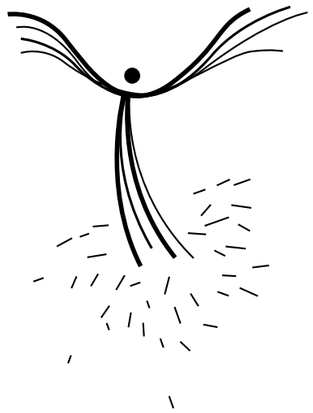
In Albanien haben wir uns ebenfalls mit christlich-orthodoxen und muslimischen Glaubensvertretern getroffen und zusammen gebetet. Nach einem gemeinsamen Gottesdienst in der Loyola Schule, an dem auch die Muslime als Besucher teilnahmen, und einer Gebetszeit in der Moschee von Prizren, bei der die Christen Gäste waren, haben wir auch in Albanien den Glauben geteilt. Die muslimischen Teilnehmer unserer Summerschool verrichteten das Freitagsgebet in der Moschee am Skanderbeg Platz in Tirana und die christlichen Studenten feierten am Sonntag einen Gottesdienst, bevor es zurück zum Flughafen ging.

Es war nur eine Woche. Aber die Zeit war gefüllt mit Erfahrungen, die uns noch lange begleiten und prägen werden. Vormittags gab es, von interreligiösen Dreiergruppen vorbereitete Vorträge zu verschiedenen christlichen und muslimischen Mystikern wie Franz von Assisi, Edith Stein, Mechthild von Magdeburg, Said Nursi, Yunus Emre und Rābi'a von Basra. Auch sie gehörten dazu.

Es war eine Woche des Willkommenseins, eine Woche, in der wir uns alle wohlgefühlt und tiefste Dankbarkeit verspürt haben und bei der jeder von uns viel gelernt hat. Und es waren einmalige Erlebnisse. Aber hoffentlich bleibt diese Summerschool nicht einmalig, denn wir finden: Es muss weitergehen!

Der katholische Himmel – erklärt





Titelstory

DIETER BÖHLER SJ
Professor für Exegese des Alten Testaments
an der Hochschule Sankt Georgen

Die moderne Informationstechnologie, die Speicherung und Übermittlung geistiger Daten mittels materieller Träger, zeigt eine Geistaffinität der Materie, die den Materialismus des 19. Jahrhunderts als entschieden unterkomplexe Wirklichkeitsbeschreibung überführt („Es gibt keine Opern – nur Schallwellen"). Die Wirklichkeit des Geistigen geht dem Materiellen voraus und bestimmt es. Sie braucht freilich den materiellen Träger (Schallplatte, Schallwelle), wenn sie sich mitteilen will. Auch zeitgenössische Philosophen wie Holm Tetens unterstreichen die Eigenständigkeit der geistigen Wirklichkeit gegenüber einem reduktiven Materialismus und entwickeln daraus die rationale Verantwortbarkeit des Glaubens an Gott (vgl. Holm Tetens, Gott denken 32; 37). Die philosophische Einsicht von der Wirklichkeit des Geistigen hat sich in den Religionen, konkret im Judentum, Christentum und Islam immer auch als Lehre von den Engeln entfaltet.

Das Nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis formuliert: „Ich glaube an den einen Gott, … der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt". Der Chiasmus (ABB'A') drückt aus, dass die sichtbare Erde umfangen ist von der unsichtbaren Welt des „Himmels". „Umfangen" heißt hier nicht nur „außen herum", sondern „durch und durch".

Entwicklung des Glaubens an die „unsichtbare Welt"

Das Judentum hat lange gebraucht, bis es bereit war, über die „unsichtbare Welt" neben dem alleinigen Gott nachzudenken. In einer Umwelt, die von Göttern und Geistern voll war, erlaubte der strenge Monotheismus einen dergleichen Gedanken nicht so einfach. In einer Umwelt, die in den Mächten von Werden und Vergehen, von Geborenwerden, Sterben und Wiederauferstehen das Göttliche am Wirken sah, lehnte das alte Israel (etwa noch Jesus Sirach und Kohelet) jede Form von Totenkult und Nachdenken über ewiges Leben ab (Dtn 26,14). Aber spätestens die Begegnung mit der griechischen Welt, die an unsterbliche Seelen glaubte, und definitiv die Überzeugung, dass die Märtyrer, die in den Makkabäerkämpfen für den wahren Glauben starben, Sieger sind und bei Gott leben, auch wenn sie leiblich gestorben sind (2Makk 7; Weish 2-3), verlangte neue Überlegungen über die geistige Existenz von Engeln und Menschen.

Die Bewegung der Pharisäer, die im Zuge der Makkabäerkämpfe entstand, setzte sich von den Sadduzäern ab, die bei den alten, nicht zu Ende gedachten Ideen blieben. Lukas schreibt in der Apostelgeschichte: „Die Sadduzäer behaupten nämlich, es gebe weder eine Auferstehung noch Engel noch Geister, die Pharisäer dagegen bekennen sich zu all dem" (Apg 23,8).

Das sadduzäische Gottesbild blieb vergleichsweise dunkel: Ein einsamer, knauseriger Gott lebte allein im Himmel. Dagegen war das Gottesbild der Pharisäer hell und großzügig: Gott will seine Seligkeit und sein Leben mitteilen. Er umgibt sich von Anfang an mit feiernden Scharen. Dem endlich geschaffenen Menschen will er Anteil geben am ewigen göttlichen Leben in der Auferstehung der Toten. Und den Prophetengeist hat er nicht nur dem Mose verliehen, wie die Sadduzäer sagen, sondern vielen Propheten, ja ganz Israel. Schon Josephus meinte: „Die Partei der Sadduzäer ist in ihren Urteilen roher als alle Juden" (Ant. XX 199). Jesus war in all diesen Fragen von entschieden pharisäischer Überzeugung. Und Paulus bekennt unzweideutig: „Ich bin Pharisäer und ein Sohn von Pharisäern; wegen der Hoffnung und wegen der Auferstehung der Toten stehe ich vor Gericht" (Apg 23,6).

Einst versuchten Sadduzäer bei Jesus den pharisäischen Auferstehungsglauben lächerlich zu machen, indem sie das erfundene Beispiel einer Frau erzählten, der sieben Männer weggestorben waren (Lk 20,27-39). Keiner von ihnen hatte „Nachkommenschaft erweckt". Nur diese Erweckung anerkannten die Sadduzäer: Israel ist ewig und lebt nur in seinen Nachkommen fort. Der einzelne Israelit ist endlich und vergeht mit dem Tode. Sie fragten Jesus, wem denn die Frau nach der Auferstehung „im Himmel" als Ehefrau zugehören solle. Ihr Versuch, den Glauben an die Auferstehung der Toten lächerlich zu machen, geht von vornherein nach hinten los, denn in ihrem Beispiel scheitert ja wegen der Kinderlosigkeit jedes Fortleben der Frau und der Männer in den Nachkommen. Aber Jesus ging, höflich und frech zugleich, auf ihre Frage ein: Wer bevölkert die himmlischen Welten?

Weil die Sadduzäer nur die Tora des Mose als inspiriert gelten lassen, argumentiert Jesus mit ihr, nicht mit anderen Propheten: Gott definiert sich selbst im Dornbusch als „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs" (Ex 3). Wenn die Sadduzäer recht hätten, hätte Gott sich bestimmt als „Gott von Leiche 1, Leiche 2 und Leiche 3". Dagegen sagt Jesus: „Er ist doch kein Gott von Toten, sondern von Lebenden; denn für ihn sind alle lebendig" (Lk 20,38). Aber dann wird Jesus doch auch noch frech, wenn er meint, im Himmel, wo nicht mehr gestorben wird, werde natürlich auch nicht mehr geheiratet und gezeugt und wenn er dann anfügt: „Sie können auch nicht mehr sterben, weil sie den Engeln gleich und durch die Auferstehung zu Söhnen Gottes geworden sind" (Lk 20,36). Engel! Das war eine Bemerkung Jesu, die die Sadduzäer als Frechheit empfinden mussten. Engel und Auferstandene bevölkern nach Jesu Auffassung den Himmel bei Gott. Ungezeugte, unsterbliche Geistwesen und auferweckte sterbliche Erdgeborene.

Damit denkt Jesus von Gott großzügig und hell wie die Pharisäer: Gott will an seinem Leben Anteil geben, es nicht für sich behalten. Dabei denkt er vom Menschen zugleich größer und bescheidener als die Sadduzäer. Die Sadduzäer denken vom Menschen insofern zu gering, als sie ihn, wie ein Tier, beginnen und enden lassen. Natürlich ist der Mensch sterblich, aber Jesus und die Pharisäer lehren, Gott wolle dem Menschen für immer Anteil an seinem ewigen Leben geben. Die Sadduzäer überschätzen aber auch den Menschen, wenn sie meinen, ohne den Menschen gebe es kein Lob Gottes, wenn sie dem Menschen allein alles aufladen. Jesus und die Pharisäer wissen, dass Gott schon längst von einem Festchor feiernder Wesen umgeben ist, mit denen er die Freude an der Schöpfung teilt (Ijob 38,7).

Die Engel und die himmlischen Mächte

Die Lehre von den Engeln hat sich in der Bibel langsam entwickelt: Im Alten Testament ist „der Engel des Herrn" (mit Artikel) niemand anders als der Herr selbst, wenn er auf Erden erscheint. Darum heißt es im dritten Kapitel des Buches Exodus, Mose erschien „der Engel des Herrn in einer Feuerflamme mitten aus dem Dornbusch. … [da] rief Gott ihm mitten aus dem Dornbusch zu: Mose, Mose! … Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs."

Der Engel des Herrn ist hier Gott selbst, der auf Erden erscheint, in dessen Erscheinung aber Gott nicht aufgeht, der größer bleibt als seine innerweltliche Erscheinung. Später differenzierte man noch mehr: Die allgegenwärtige Welt des Geistigen kann von Gott jederzeit in Dienst genommen werden, um dem Menschen zu Hilfe zu kommen oder Signale zu senden. Es gibt kreatürliche Vermittler und Boten der Gottesnähe, Engel (von griechisch „angelos" = Bote). Gregor der Große schreibt ausdrücklich: „Das Wort ‚Engel' (Bote) bezeichnet ein Amt, keine Natur. Denn jene heiligen Geister der himmlischen Heimat sind zwar jederzeit Geister, aber ‚Engel' kann man sie keineswegs immer nennen, sind sie doch nur dann ‚Engel' wenn durch sie Botschaften ausgerichtet werden" (Hom. in Ev. 34,8). Engel bringen Gottes Nähe, sind aber nicht Gott selbst, sondern stehen auf der Seite der Geschöpfe als „dienende Geister" (Heb 1,14), wie etwa die Engel, die auf der Jakobsleiter auf- und niedersteigen (Gen 28,12). Der Kolosserbrief sagt, in Christus „wurde alles erschaffen im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare," und zählt dann an unsichtbaren, geistigen

Mächten auf: „Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten“ (Kol 1,16).

Michael, Gabriel und Rafael

Drei von diesen Engeln erhielten auch persönliche Namen, die die göttliche Hilfe, die sie bringen, ausdrücken: Im Buch Daniel ist Michael der Kämpfer für das Volk Israel. Sein Name Mi-cha-El bedeutet „Wer (ist) – wie – Gott?“ Er steht für die Unvergleichlichkeit des allein wahren Gottes, dem gegenüber die Götzen der Heiden nichts sind. Später hat das Heilige Römische Reich deutscher Nation sich für das Gottesvolk halten wollen und Michael zum Patron der Deutschen gemacht („deutscher Michel“). In der Bibel aber ist er Israels Patron, der für Israel kämpft (Dan 10,13.21; 12,1), der auch Mose gegen den Teufel verteidigt (Jud 9) und noch im Neuen Testament gegen Satan streitet, den Ankläger des Gottesvolkes (Offb 12,7).

Im selben Buch Daniel erscheint auch Gabriel. Der Name Gabri-El bedeutet so etwas wie „meine Kraft ist Gott“, „Stärke Gottes“. In Dan 8,16; 9,21 ist Gabriel der Engel, der Daniels Visionen erklärt und die darin enthaltene Botschaft ausrichtet. Entsprechend erscheint er dann auch im Neuen Testament als der Erzengel, der als Bote göttliche Nachrichten überbringt. In Lk 1,19 wird er als derjenige vorgestellt, der dem Vater Johannes des Täufers die Geburt seines Sohnes ankündigt. In Lk 1,26 überbringt er der Jungfrau Maria die Botschaft von der Geburt Christi. Auch im Islam gilt Gabriel als der Engel, der den Koran übermittelt (Sure 2:97f).

Der dritte biblische Erzengel schließlich ist Rafael. Sein Name Rafa-El bedeutet „Gott hat geheilt“. Das Buch Tobit definiert ihn ausdrücklich als den, der einerseits die Menschen vor Gott vertritt, ihre Gebete emporträgt und der andererseits Gott vor den Menschen vergegenwärtigt, Gottes Schutz und Heilung nahebringt. Es heißt von dem erblindeten alten Tobit und der verzweifelten jungen Sara: „Zu diesem Zeitpunkt wurde beider Gebet vor Gottes Herrlichkeit erhört. Rafaël wurde gesandt beide zu heilen: die weißen Flecken von Tobits Augen abzulösen, und Sara, die Tochter Raguëls Tobias, dem Sohn Tobits, zur Frau zu geben“ (Tob 3,16f). Unerkannt wird der Gottesbote den jungen Tobias auf seiner gefährlichen Reise als Schutzengel begleiten, bis alles zu einem glücklichen Ende kommt. In einer der bewegendsten Szenen der Bibel gibt er sich erst ganz am Ende als der zu erkennen, der er wirklich ist:

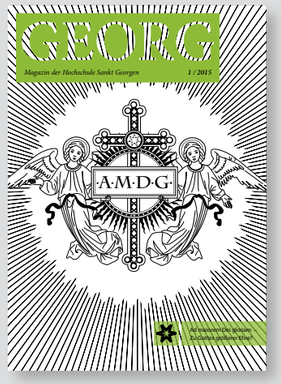
„Ich will euch die ganze Wahrheit sagen und nichts vor euch verbergen. … Nun also: Als ihr gebetet habt, du und Sara, war ich es, der euer Gebet vor die Herrlichkeit des Herrn getragen hat und es dort in Erinnerung rief, und ebenso als du die Toten begrubst. Als du nicht zögertest, aufzustehen und dein Mahl stehen zu lassen, und hingegangen bist, um dich um den Leichnam zu kümmern, bin ich damals zu dir gesandt worden, um dich zu erproben. Zugleich hat Gott mich gesandt, dich zu heilen und Sara, deine Schwiegertochter. Ich bin Rafaël, einer von den sieben Engeln, die bereitstehen und hineingehen vor die Herrlichkeit des Herrn. … Nicht aus meiner Gnade war ich bei euch, als ich bei euch zugegen war, sondern durch den Willen Gottes. Ihn preist alle Tage und lobsingt ihm! Ihr saht, dass ich nie etwas gegessen habe. Eine Erscheinung wurde euch zu sehen gegeben.“ (Tob 12,11-19)

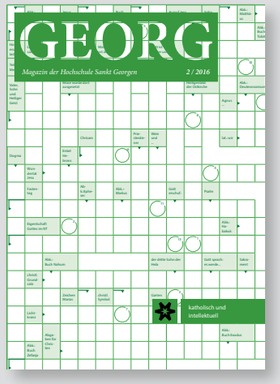
Die ständig sorgende Gegenwart Gottes hat sich in „Rafael“ punktuell sichtbar gemacht, um sich mitzuteilen. Die geistige Wirklichkeit wurde „Engel“, wie Gregor sagt, um uns bei Gott und Gott bei uns präsent zu machen. Jesus formuliert das so: „Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen stets das Angesicht meines himmlischen Vaters“ (Mt 18,10). Wenn Gott die Welt vollendet haben wird, werden nach der Auferstehung wir Sterbliche als Verewigte zusammen mit den Engeln tun, was das Buch Daniel sagt: „Preist den Herrn, ihr Geister und ihr Seelen der Gerechten; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!“ (Dan 3,86).

Engel: Cornelia Steinfeld

5 GEORG

5 Jahre GEORG – Untersützen Sie uns auch weiterhin. Vielen Dank!





Spendenkonto

Phil.-Theol. Hochschule
Sankt Georgen e. V.

PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101
BLZ 370 601 93

BIC: GENODED1PAX
IBAN:
DE13 3706 0193 4003 6001 01

Verwendungszweck:
Hochschulmagazin

Bitte einmal ausfüllen!

Pia Zwegerl, Leiterin der Hauswirtschaft, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... deftig und Kaffee

Mit 16 Jahren wollte ich... Hotelfachfrau werden

Ich bin Christ, weil... meine Eltern mich getauft haben.

Zur Zeit lese ich... Fach- und Kochbücher

An ~~Frauen (für Männer)~~/Männern(für Frauen) schätze ich... ihre direkte Art

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe...

Dem Papst würde ich raten, seinen Weg weiter zu gehen.

Geld ~~macht mich~~... gibt mir Sicherheit

Drei interessante Wörter: Optimismus, Ehrlichkeit, Vertrauen

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die Trotzphase meines Kindes

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... nähe

In der Zukunft träume ich davon... mehr Ruhe in mein Leben zu bekommen

Sankt Georgen ist für mich ... mein Arbeitsplatz

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ...

Freundschaften für eine andere Welt

Leela Gandhis „Affective Communities“

III

Das besondere Buch

SEBASTIAN PITTL
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Weltkirche und Mission

„If I had to choose between betraying my country and betraying my friend, I hope I should have the guts to betray my country.“ Dieses Zitat von E. M. Forster zieht sich als Leitmotiv durch ein Buch von Leela Gandhi – Urenkelin Mahatma Gandhis und zur Zeit Professorin für Literaturwissenschaft an der Brown University in den Vereinigten Staaten – über eine Reihe äußerst ungewöhnlicher Freundschaften zwischen Personen aus Südostasien und antiimperialistisch eingestellten Europäern während des späten viktorianischen Zeitalters.

Unter den Freundschaften, die Gandhi – dieses Frühjahr als Referentin der IWM-Jahrestagung in Sankt Georgen zu gast – untersucht, nehmen gleich drei Freundschaften Mahatma Gandhis, nämlich mit dem Sozialisten Edward Carpenter, dem Vegetarier Henry Salt und dem anglikanischen Missionar C. F. Andrews, einen besonderen Platz ein. Hinzu kommen die Freundschaften zwischen der französischen Mystikerin Mirra Alfassa und dem indischen Nationalisten Sri Aurobindo sowie die des indischen Dichters Manmohand Ghose mit Oscar Wilde.

Die genannten Freundschaften sind lose miteinander verflochten, entwickeln sich davon abgesehen jedoch auf völlig unterschiedlichen Feldern. Was sie verbindet, ist ihre Verwurzelung in Milieus, die gerade auf Grund ihrer Randständigkeit zu Orten überraschender Gastfreundschaft und – damit verbunden – des Widerstands gegen das britische Kolonialsystem zu werden vermochten.

Verschiebung geschlechtlicher Kategorien – Edward Carpenter

Besonders deutlich zeigt sich dies im Fall von Carpenter, der sein sozialistisches und antikoloniales Engagement mit seiner homosexuellen Orientierung begründete. Diese auf den ersten Blick überraschende Verbindung leuchtet ein, wenn man sich vor Augen hält, dass in der – zum damaligen Zeitpunkt allgegenwärtigen – darwinistischen Vorstellungswelt die Differenzierung von Geschlechterrollen als Merkmal fortgeschrittener Zivilisationen galt, wodurch „Wilde“ und „Schwule“ auf derselben Stufe von „Primitivität“ zu stehen kamen. Carpenter veranschlagt in einer denkwürdigen Umkehrung dieser Gleichung die transgressive Kraft homosexueller Affektivität nicht nur für die Überwindung der Grenzen zwischen den Geschlechtern, sondern auch zwischen Klassen und Ethnien. Seine Betonung (homo)sexueller Enthaltsamkeit lässt Leela Gandhi Brücken schlagen zu Mahatma Gandhis bi- beziehungsweise asexuellen Selbstcharakterisierungen, zum Beispiel als „Mutter“ oder „Gottes Eunuchen“. Wie bei Carpenter zielt auch bei Gandhi die Verschiebung geschlechtlicher Kategorien nicht primär auf von der Norm abweichende sexuelle Akte, sondern auf die Entdeckung des „Reichtums und der Vielfalt affektiver Möglichkeiten“ über die sanktionierten Gemeinschaftsformen von Familie und Staat hinaus. Dies ist der Hintergrund, vor dem Mahatma Gandhi in seinem auch von Carpenter beeinflussten Text *Hind Swaraj* die Praxis der Gewaltlosigkeit (ahimsa) wesentlich weiblich bestimmt.

Kein Beefeater – Henry Salt

Die Zurückweisung imperialer Männlichkeit war auch ein zentrales Moment der antikolonialen vegetarischen Zirkel, in denen der junge Gandhi während seiner Studienzeit in London großzügig Aufnahme fand. War „beef-eating“ nicht nur unter Briten, sondern auch für nationalistisch gesinnte Inder, die sich deswegen für eine Ernährungsreform der indischen Bevölkerung einsetzten, oftmals ein Synonym für britische Überlegenheit, so betrachtete der Gründer der „Humanitarian League“ Henry Salt umgekehrt den britischen Imperialismus als eine der perversesten Manifestationsformen des Fleischessens. Was für den ebenfalls überzeugten Vegetarier Carpenter die homosexuelle Affektivität war, war für Salt die Liebe zu den Tieren. Die affektive Überschreitung der Grenzen der menschlichen Spezies bildete für ihn und die Mitglieder der London Vegetarian Society das geradezu mystische Zentrum eines politisch widerständigen Aktivismus, der die Unterdrückung von Tieren,

Illustration: Elke Teuber-S.

Arbeitern und fremden „Rassen“ als in konstitutiver Weise miteinander verflochten betrachtete. Dieser Verflechtung verdankt es sich, dass Gandhi ausgerechnet über eine Biografie, die Salt über Henry David Thoreau verfasst hatte, erstmals mit der Idee des zivilen Ungehorsams in Berührung kam.

Spirituelle Befreiung – Mirra Alfassa

Ein weiteres randständiges Feld, in dem die Kritik am westlichen Imperialismus prosperierte, bildeten theosophische Zirkel. „Indien“ diente in diesen Kreisen nicht nur als die romantisierende Projektionsfläche für die Kritik an einer „dekadenten“ westlichen Zivilisation, sondern wurde bisweilen zum realen Feld antikolonialer Agitation. Eines der bemerkenswertesten Beispiele ist Mirra Alfassa, französische Theosophin mit ägyptischen-persischen Wurzeln, die in Indien zur engsten Mitarbeiterin des in Oxford promovierten Anführers der nationalen Widerstandsbewegung Sri Aurobindo wurde. Nachdem Aurobindo sich aus der aktiven politischen Betätigung zurückgezogen hatte, um mit den Anhängern seines Ashrams auf spirituellem Weg für die Befreiung Indiens zu wirken, übernahm Alfassa die organisatorische Leitung des Ashrams und wurde schließlich zur ersten westlichen Person, die in Indien als Guru verehrt wurde.

Protest aus Kunst und Evangelium – Manmohand Ghose und C.F. Andrews

Der Bruder Sri Aurobindos, Manmohand Ghose, verweist durch seine Freundschaft mit Oscar Wilde auf ein viertes randständiges Feld antiimperialer Kritik. Gandhi zeichnet nach, wie der Ästhetizismus eines Wilde paradoxerweise gerade in seiner Verteidigung des „l’art pour l’art“ ein widerständiges Element gegenüber sämtlichen Formen von Herrschaft, gerade auch der Kolonialherrschaft, entfaltet. Ihren Niederschlag findet der antiimperiale Affekt des Zirkels um Wilde dabei unter anderem in der freundschaftlichen Förderung, die Wilde dem jungen Ghose zukommen ließ. Ghoses Kritik an der „prosaischen“ Vorherrschaft von Ökonomie und Militär im britischen Empire, die er im Namen einer „poetischen“ Utopie künstlerischer Autonomie vorträgt, ist deutlich von Wilde inspiriert.

Ein explizit christliches Beispiel radikaler Freundschaft begegnet dem Leser schließlich in dem anglikanischen Missionar C. F. Andrews, einem der engsten Freunde Mahatma Gandhis. Für Andrews ist es dabei bezeichnender Weise nicht Homosexualität oder Vegetarianismus, Theosophismus und Ästhetizismus, sondern die Auflösung der Letztgültigkeit ethnischer, geschlechtlicher und sozialer Kategorien im Galaterbrief (Gal 3, 28), die ihn zu einem konsequenten Engagement für die Sache der indischen Unabhängigkeit führte, das manche seiner Zeitgenossen nur als Landesverrat betrachten konnten.

Eine grenzüberschreitende Dynamik der Affektivität

Die von Leela Gandhi untersuchten Freundschaften sind in Milieus verortet, die trotz ihrer augenscheinlichen Unterschiede einiges gemeinsam haben. Sie alle formulierten radikale Kritik an den später von Michel Foucault analysierten Formen westlicher Gouvernementalität. Sie alle setzten einem utilitaristischen Rationalismus die anarchische Spontanität und grenzüberschreitende Dynamik der Affektivität entgegen. Und sie alle betonten die Notwendigkeit persönlicher Transformation, von Opfer und Selbstaufgabe als Voraussetzung für tiefgehende gesellschaftliche Erneuerung. Diese geteilten Anliegen ermöglichten die Verbindung von antiimperial eingestellten Sozialisten, Vegetariern, Homosexuellen und Christen in informellen Netzwerken, aus denen – wie Leela Gandhi aufzeigt – bisweilen höchst erstaunliche Koalitionen hervorgingen.

Weniger erstaunlich ist, dass viele „aufgeklärte“ Zeitgenossen diese affektive „Politik“ der Freundschaft nur abschätzig betrachteten, unter ihnen Friedrich Engels, der mit Blick auf die genannten Milieus verächtlich von einem sektenhaften „eklektischen Durchschnitts-Sozialismus“ sprach. Wie auch immer man zu solchen Urteilen stehen mag: Leela Gandhis historische Untersuchung schafft es, manches Klischee in der geschichtlichen Beurteilung antiimperialer Kämpfe aufzubrechen und den Blick auf ein anderes Europa freizulegen, das es selbst am Höhepunkt des europäischen Imperialismus – zumindest an den Rändern – auch gegeben hat. Die Welt des viktorianischen Zeitalters ist mit der globalisierten Moderne von heute gewiss nur bedingt vergleichbar. Dass in einem sich renationalisierenden Europa gerade solche Menschen – und unter ihnen viele Christen –, die Freundschaft konsequent über kulturelle, religiöse und ethnische Grenzen hinweg zu leben versuchen, wieder verstärkt unter den Verdacht des Verrats am Vaterland geraten, macht sie zumindest in dieser einen Hinsicht jedoch zu überraschenden Zeitgenossen von Carpenter, Salt und Co. Dieser Hintergrund verleiht dem Buch auch seine aktuelle Brisanz.

Das Buch

Leela Gandhi
Affective Communities.
Anticolonial Thought, Fin-De-Siècle Radicalism, and the Politics of Friendship
Duke University Press: Durham/London 2006.

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Vierteljahresschrift

In Heft 4, 2017 lesen Sie:

ABHANDLUNGEN

Hans-Joachim Höhn
„Deus semper maior“.
Gottes Existenz und Eigenschaften
aus der Perspektive einer Relationalen Ontologie

Thomas Söding
Schriftgemäße Theologie?
Überlegungen zu einem Postulat des Zweiten Vatikanum

Stephan Herzberg
Aristoteles’ Metaphysik des Guten

Rupert M. Scheule
Lob des ersten Schritts.
Zur politischen Vernunft der Feindesliebe

BEITRAG

Bernhard Knorn SJ
Theologische Thomasforschung
im englischen und deutschen Sprachraum

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

Von Engeln, Menschen und Maschinen

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen,
Professor für Philosophie

Seit ihren Anfängen fragt die Metaphysik nach den grundlegenden Strukturen der Wirklichkeit. Nach einer Phase von Niedergang und Kritik erlebt das Fach gegenwärtig eine Blüte, vor allem im Lager der analytischen Philosophie. Wenn Philosophen, zum Beispiel Jürgen Habermas, ein „nachmetaphysisches Zeitalter“ diagnostizieren, haben sie die idealistische Theorietradition von Platon bis Hegel, nicht die weitaus ältere Tradition des antiken Materialismus im Blick. Ihren Wiederaufschwung verdankt die Metaphysik der erfolgreichen Durchsetzung des Weltbilds der Naturwissenschaften, wobei zwischen Naturwissenschaft und Naturalismus zu unterscheiden ist. Naturalisten zeichnen sich dadurch aus, dass sie den Eigenschaften, die in einer naturgesetzlichen Erklärung keine Erwähnung finden, den Status des „Natürlichen“ absprechen. Dies hat die paradoxe Konsequenz, dass nicht nur die immateriellen Substanzen der alten Metaphysik, Gott, Engel und körperlose Seelen, sondern auch die subjektiven Aspekte unserer Erlebnisse und Gedanken als „übernatürlich“ gelten. Harte Naturalisten ziehen daraus die Schlussfolgerung, dass Erlebnisqualitäten (Qualia) sowie die Subjekte von Erlebnissen nicht existieren.

Wie analysieren Naturalisten Begriffe wie „Person“, „Geist“, „Subjekt“, „Vernunft“? Handelt es sich um Begriffe für Substanzen? Substanzen, wie Aristoteles sie verstand, sind abzählbar, sie existieren zu mehr als einem Zeitpunkt, fungieren als Träger von Eigenschaften, entfalten kausale Kräfte und exemplifizieren notwendig nur eine substantielle Art. Menschen, Hunde, Fixsterne sind Beispiele für Substanzen. Thomas von Aquin rechnete auch Engel und vom Körper abtrennbare Seelen unter die Substanzen. Naturalisten schlagen vor, Begriffe wie „Person“, „Geist“, „Vernunft“ funktional zu analysieren, das heißt unter ausschließlicher Verwendung von Ausdrücken für Fähigkeiten, Eigenschaften und Rollen. „Person“, „Geist“, „Vernunft“ sind für den Naturalismus Dispositionsprädikate, keine Namen für Substanzen, und selbstredend geht es um Dispositionen zu komplexen Zustands- und Verhaltensänderungen, die externen Beobachtern zugänglich sind und in naturgesetzliche Beschreibungen Eingang finden können, nicht um innere, gleichsam private Dispositionen. Dispositionen benötigen einen Träger. Es ist eine empirische Frage, ob ausschließlich höher entwickelte Organismen, zum Beispiel menschliche Lebewesen, oder nicht auch Artefakte (künstliche Intelligenz) eine Basis für die Dispositionen bieten können, um die es hier geht.

Der Funktionalismus ist auch in der religiösen Gegenwartssprache angekommen. Anselm Grün macht darauf aufmerksam, dass für den heiligen Augustinus „Engel eine Bezeichnung für eine Aufgabe, nicht für ein Wesen [ist]. Der Engel ist der Bote Gottes, durch den Gott dem Menschen eine Botschaft sendet oder ihn begleitet und etwas in ihm bewirkt. Der Engel kann in einem Menschen zu uns kommen, im Traum oder in unserer Seele.“ „Engel“ ist ein Rollenprädikat, kein Name für eine Substanz. Ein Mensch, ein Traum, ein plötzlich aufblitzender Gedanke … all dies kann die Rolle des Engels übernehmen. Als ich am 2. Oktober, dem Fest der heiligen Schutzengel, die Messe feierte, trug der Lektor Fürbitten vor, in denen wir für Krankenschwestern, Rettungssanitäter, Altenpflegerinnen, Feuerwehrmänner, Notfallseelsorgerinnen, Polizisten beteten. Die Botschaft ist klar. Die Sprache der „Engel“ legt uns nicht auf die Existenz immaterieller Substanzen fest, aber immerhin auf die Existenz von Erlebnissubjekten, die nicht nur „ich“ sagen – das kann auch ein Sprachcomputer –, sondern glauben können, dass sie der alleinige Träger ihrer Empfindungen, Erinnerungen, Gedanken sind, und die niemanden befragen müssen, um in diesem Glauben gerechtfertigt zu sein. Wir unterscheiden uns von allem, was es im Universum sonst noch gibt, darin, dass wir eine Erste-Person-Perspektive besitzen. Der Existenz einer Ersten-Person-Perspektive haftet nichts Übernatürliches an. Naturalisten würden dies bestreiten.

Der Mainzer Philosoph Thomas Metzinger mutmaßt, dass wir uns permanent mit dem Inhalt des von unserem Gehirn erzeugten Selbstmodells verwechseln. Indem wir dies tun, generieren wir eine stabile und kohärente Ich-Illusion, die wir auf der Ebene des bewussten Erlebens nicht transzendieren können. Eine Ich-Illusion ersetzt kein Ich. Der heutige Naturalismus kennt nur entkernte Personen – kognitive Systeme, in denen der subjektive Kern ausgespart bleiben muss, weil er sich der Theoriebildung aus der Beobachterperspektive entzieht. Die Kosten für eine solche Strategie sind hoch. Alles Normative (ethische und ästhetische Werte, das Heilige, Gottes Wort) muss in die Sprache der Verhaltensdispositionen übersetzt werden, sonst verschwindet es. Am Ende des Tages ist niemand da, an den sich die aus dem Normativen ergebenden Ansprüche richten könnten, keine Engel, keine Menschen. Künstliche Intelligenz und Roboter würden diese Sprache nicht verstehen. Nur Wesen mit einer Ersten-Person-Perspektive können auf Gott hören, Engel und Menschen.

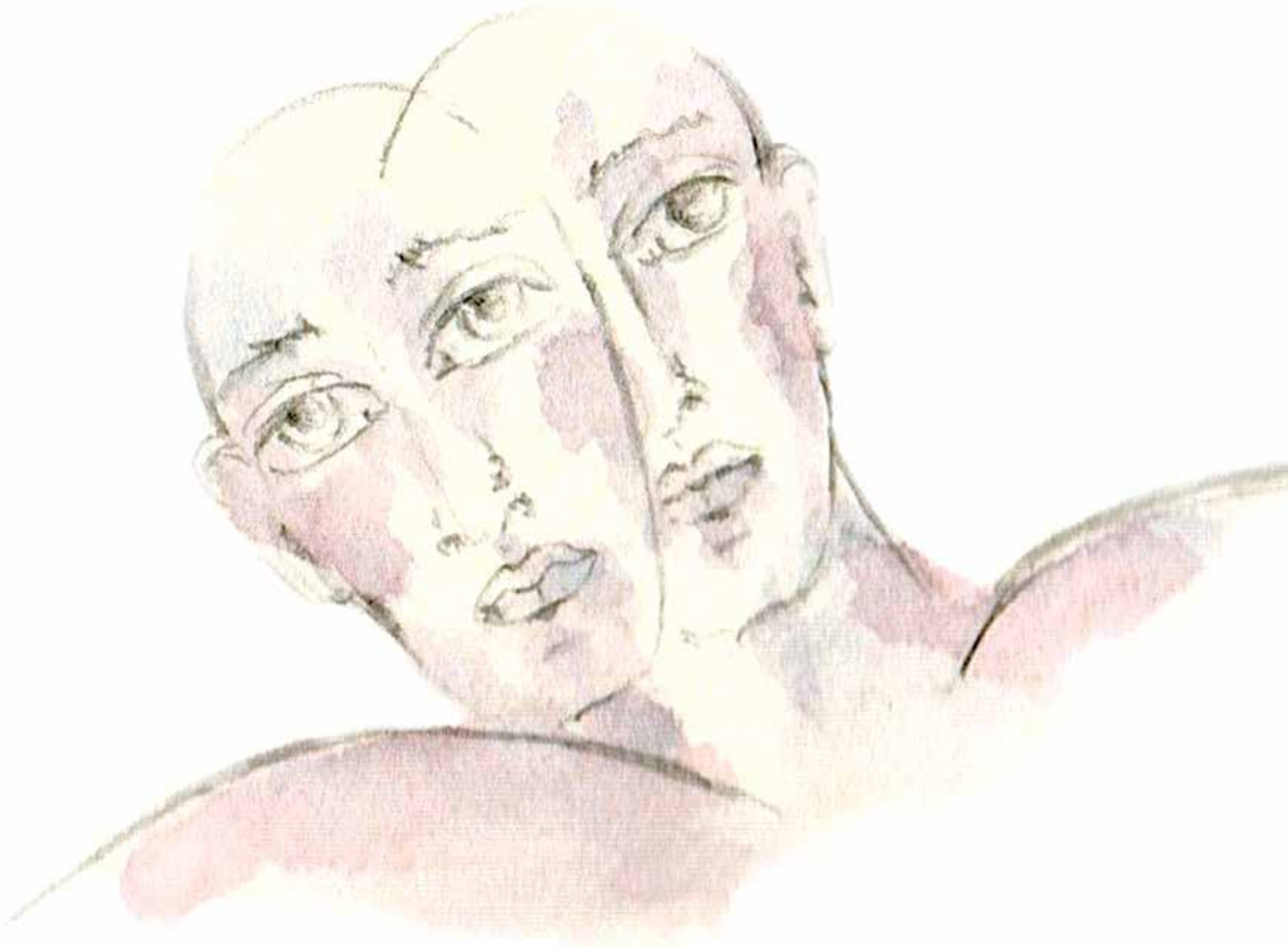


Illustration: Elke Teuber-S.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Fachtagung „Christliche Sozialethik – Orientierung welcher Praxis?“

Anlässlich des 80. Geburtstages von Friedhelm Hengsbach SJ hat das Oswald von Nell-Breuning-Institut ein Fachgespräch zum Thema „Christliche Sozialethik – Orientierung welcher Praxis?“ veranstaltet. Am 24. Juli diskutierten mehr als 50 KollegInnen, WegbegleiterInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen mit dem Institutsgründer in vier Panels über Theorie und Praxis der Sozialethik.
Gemeinsam mit Karl Gabriel begaben sich die TeilnehmerInnen auf Spurensuche nach heutigen Formen einer Politik aus dem Glauben. An diese Spurensuche schloss sich Johannes Eurichs Vortrag zur „Kritik der Liebe“ an. Die Fachtagung bot zudem Matthias Möhring-Hesse und Katja Winkler den Raum, ihr Konzept zur Diskussion zu stellen, dass die Urteilskraft Subalterner in die theologisch-sozialethische Theoriebildung einzubinden ist. Im letzten Panel plädierten Hajo Höhn und Bernhard Laux für ein Mehr an sozialethischer Grundlagenforschung.

Achtzigster Geburtstag von Friedhelm Hengsbach SJ, Foto: Nell-Breuning Institut

Diese und weitere Beiträge von WegbegleiterInnen und KollegInnen Hengsbachs werden Ende 2017 in einem Buch zu Ehren Friedhelms Hengsbachs erscheinen. Einen ausführlichen Tagungsbericht finden Sie unter http://bit.ly/2xgeLV1

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

Impulse für ein neues Missionsverständnis

In der institutseigenen Reihe „Weltkirche und Mission“ ist im September ein weiterer Band mit dem Titel *Mission 21. Das Evangelium in neuen Räumen erschließen* unter Herausgeberschaft von Klara A. Csiszar, Martin Hochholzer, Markus Luber und Hubertus Schönemann erschienen. Der Sammelband dokumentiert die wissenschaftlichen Beiträge der IWM-Jahrestagung 2016, die in Kooperation mit der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) organisiert wurde. Die Aufsätze tragen dazu bei, Impulse zu geben, die wissenschaftliche Reflexion über ein neues Missionsverständnis situations- und zeitgerecht voranbringen. Unter den Autoren und Autorinnen finden sich unter anderen Jonathan Y. Tan, Roman Siebenrock, Margit Eckholt, Maria Widl und Markus Luber SJ.
Die Reihe *Weltkirche und Mission* kommt seit 2012 beim Verlag Friedrich Pustet (Regensburg) heraus. Zu den Schwerpunkten gehören Migration, Bildung, Gesundheit, soziale Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit und Menschenrechte sowie kontextuelle und interkulturelle Theologie. Die Bände leisten somit einen Beitrag zur Überwindung von Partikularität und Ethnozentrismus in Theologie und Kirche.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Religiöse Schulkultur? Ein Forschungsprojekt

In der Zeit zwischen September 2017 und Juli 2019 wird am Seminar für Religionspädagogik, Didaktik und Katechetik ein Forschungs- und Evaluationsprojekt unter dem Titel „Religion und Schulentwicklung“ durchgeführt. Finanziert wird dieses Projekt von der Sießener Schulen gGmbH, die zugleich Auftraggeber ist. Zu diesem Trägerverbund gehören Schulen franziskanischer und salvatorianischer Prägung an sieben Standorten in Baden-Württemberg. Das Ziel des empirischen Projektes ist es, die Wirkungen der religiösen Bildung an den Schulen aus Schülerperspektive zu untersuchen. Dabei geht es nicht nur um eine Untersuchung der religiösen Angebote oder des Religionsunterrichtes, sondern darüber hinaus auch um die Frage, ob und inwiefern die Wahrnehmung der religiösen Dimension in der Schulkultur durch die Schüler einen Beitrag zur Schulentwicklung leisten könnte. Das Projektteam besteht aus drei Mitarbeitern aus Sankt Georgen: Christian Fröhling, Professor Klaus Kießling und Jakob Mertesacker.

Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

Auf dem Weg zur Heiligsprechung

Mit dem Beginn dieses Wintersemesters bearbeitet Rainer Berndt SJ den Forschungsauftrag, den ihm die Ordensgemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi (Dernbacher Schwestern) übertragen hat. Dieser umfasst zwei Teilprojekte.
Zugunsten der Schwester Aloysia Löwenfels, einer jüdischen Konvertitin, haben die Armen Dienstmägde die Eröffnung des Seligsprechungsverfahrens in Rom beantragt. Im ersten Schritt findet dafür das diözesane Informativverfahren statt, bei dem Rainer Berndt SJ als theologischer Gutachter bestellt worden ist. Schwester Aloysia ist zusammen mit Edith Stein und vielen anderen Ordensleuten, die aus dem Judentum konvertiert waren, am 2. August 1942 im selben Zug nach Auschwitz transportiert worden. Dort wurde ihnen allen das Leben genommen, vermutlich am 9. August 1942.

Für Schwester Maria Aloysia Löwenfels (1915-1942) ist jetzt ein Seligsprechungsverfahren eröffnet worden. (Foto: Generalat der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“)

In Rom wurde schon vor einigen Jahren das Heiligsprechungsverfahren für die Stifterin der Gemeinschaft, die sel. Mutter Katharina Kasper (+ 2.2.1898), eröffnet. Die zahlreichen Briefe der Stifterin stellen ein einmaliges Quellencorpus dar, das ihre Weisung und ihre Spiritualität deutlich erkennbar werden lässt. Im Laufe der Jahre von 2006 bis 2016 hat Rainer Berndt SJ über diese Briefe viele Vorträge für die Schwestern in Dernbach gehalten. Diese sollen nun veröffentlicht werden, um das Heiligsprechungsverfahren zu begleiten.

Wenn es schön werden muss...
GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung
ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05
Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:
Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr
Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M.-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr
Zuhören | Beraten | Helfen

Allein Gott in der Höh sei Ehr
und Dank für seine Gnade,
darum dass nun und nimmermehr
uns rühren kann kein Schade.

Ein Wohlgefalln Gott an uns hat;
nun ist groß Fried ohn Unterlass,
all Fehd hat nun ein Ende.

Wir loben, preisn, anbeten dich;
für deine Ehr wir danken,
dass du, Gott Vater, ewiglich
regierst ohn alles Wanken.

Ganz ungemessn ist deine Macht,
allzeit geschieht, was du bedacht.
Wohl uns solch eines Herren!

Nikolaus Decius

Foto: Cornelia Steinfeld

„Ich fuhr so ein blaues Hustenbonbon“

Ein Gespräch mit dem Limburger Personaldezernenten Georg Franz

A

Alumni berichten

GEORG: Herr Franz, wie spricht man Sie als Personaldezernent und Domkapitular eigentlich richtig an?
Georg Franz: Braucht man die Titel eigentlich? Die Ansprache richtet sich danach, in welcher Funktion ich unterwegs bin. Hier im Büro bin ich Personaldezernent, auch im Brief würde man das so schreiben. Gleichzeitig bin ich auch noch Domkapitular. Das wird ein langer Name, Pfarrer war viel kürzer und einfacher. Bei der Anrede kommt es darauf an, wer sich in welcher Funktion an mich wendet, manche legen da einen sehr großen Wert drauf. Eigentlich ist Personaldezernent ein Funktionstitel und Domkapitular bezeichnet die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Hauptsache ich merke, ich bin gemeint.

Was macht ein Personaldezernent den ganzen Tag so?
Es gibt drei große Bereiche, in denen ich tätig bin: Der erste Bereich bezieht sich auf die Prozesse im Bischöflichen Ordinariat, da sind viele Gremien dabei, Arbeitsgruppen und Gespräche. Dann gibt es die Personalgespräche mit einzelnen Personen. Außerdem ist da noch die Zeit, in der sich ein Personaldezernent den Kopf zerbricht. Im Personalgeschäft hat man nicht immer Lösungen von jetzt auf sofort. Ich bin zwar nicht für das komplette Personal des Bistums zuständig, aber für das pastorale Personal, also Diakone, Priester, Pastoral- und Gemeindereferenten.

Sie sind jetzt seit knapp zwei Jahren Personaldezernent. Schlagen wir einmal den Bogen zu Ihrer Kindheit und Jugend.
Aufgewachsen bin ich im Westerwald, in Ransbach-Baumbach, als jüngstes von vier Kindern. Das war ein typisches Westerwälder katholisches Leben, sehr volkskirchlich, auch wenn wir heute in anderen Zeiten leben. Meinen Eltern war es wichtig, den Glauben zu vermitteln, in einem traditionellen katholischen Leben. Mein Opa war Organist und Lehrer, auch wenn ich ihn nicht gekannt habe, war das wichtig. Ein Großonkel war ein sehr traditioneller Pfarrer, der kam immer mal wieder zu Besuch, das ist aber auch schon länger her. In meiner Jugendzeit war mir dann die Kirchenmusik sehr wichtig. Ich habe Orgelspielen gelernt, war Organist und habe den Chor begleitet. Über die Kirchenmusik bin ich in die theologische Richtung gekommen. Nach dem Abitur habe ich dann in Sankt Georgen angefangen zu studieren, kam in die Großstadt. Dort habe ich die vier philosophischen Semester studiert, das Freijahr in Würzburg verbracht und bin nach Sankt Georgen zurückgekommen zum Diplom. Vor dem Pastoralseminar bin ich direkt in die Gemeinde nach Idstein gegangen, um schon einmal Erfahrungen zu sammeln.

Was war für Sie besonders prägend aus Ihrer Zeit in Sankt Georgen?
Die Mauer. Von beiden Seiten. Einerseits die gute Ausbildung in Studium und Seminar, auch die geistliche Ausbildung. Eine gute Theologie zu lernen als Innenseite der Mauer und wie praxisrelevant das ist – als Außenseite. Gerade in meiner Anfangszeit in Sankt Georgen war es mir besonders wichtig, aus der Mauer herauszugehen. Am Wochenende wollte ich immer Gottesdienste in den Frankfurter Gemeinden miterleben. Nach dem Freijahr wollte ich auch nicht direkt wieder in Sankt Georgen einziehen, dabei kam mir zugute, dass das jetzt abgerissene Haus damals gerade renoviert wurde und zu wenig Platz da war. Ich habe dann im Dompfarrhaus in Frankfurt gewohnt. Dort war für mich die Obdachlosenarbeit mit dem Kaplan besonders wichtig. Also innerhalb der Mauern eine fundierte theologische Ausbildung zu haben und auf der anderen Mauerseite auf die Praxis zu schauen. Menschlich prägend war der direkte, unkomplizierte Kontakt zu den Patres und Professoren. Das hatte eine große menschliche Dimension.

Wie ging es weiter nach Sankt Georgen?
Es kamen zwei Jahre im Pastoralseminar. Ich war Diakon in Idstein, 1995 wurde ich von Bischof Kamphaus zum Priester geweiht und war vier Jahre Kaplan in Königstein bis 1999. Dazu gehörten vier Gemeinden. Das war eine ganz neue Erfahrung, hatte ein ganz anderes Gepräge gegenüber Frankfurt. Ich fuhr dort das kleinste Auto von allen, so ein blaues Hustenbonbon.

Zur Person
Georg Franz wurde 1967 geboren und wuchs in Ransbach-Baumbach im Westerwald auf. Nach dem Abitur im Jahr 1987 studierte er bis 1993 Theologie in Sankt Georgen. Nach dem Pastoralseminar, der Diakonenweihe 1994 und der Diakonatszeit in Idstein folgte 1995 die Priesterweihe durch Bischof Kamphaus im Limburger Dom und die Kaplanszeit. 1999 wurde Georg Franz Jugendpfarrer und Bezirksvikar für den Bezirk Hochtaunus mit Sitz in Bad Homburg. 2003 wechselte er als Jugendpfarrer für die Bezirke Wiesbaden, Rheingau und Untertaunus nach Wiesbaden und baute dort die Jugendkirche KANA auf. Pfarrer von vier Pfarreien im Rheingau wurde er dann 2008. In seine Amtszeit fiel auch die Erweiterung und Umgestaltung des pastoralen Raums zur Pfarrei neuen Typs Heilig Kreuz Rheingau mit insgesamt 13 Kirchorten. Von 2010 an war er Bezirksdekan für den Bezirk Rheingau. 2015 ernannte ihn der Apostolische Administrator Weihbischof Manfred Grothe zum Personaldezernenten des Bistums Limburg. 2017 folgte die Ernennung zum Domkapitular.

Foto: Bistum Limburg

Jugendpfarrer waren Sie dann auch.
Normalerweise wäre auf die erste Kaplanstelle noch eine zweite gefolgt. Ich wurde direkt Jugendpfarrer mit Sitz in Bad Homburg und gleichzeitig Bezirksvikar im Bezirk Hochtaunus. Es ging darum, die Seelsorge im Bistum in einem Teilbereich zu sichern, also in einem Bezirksamt. Zur Jugendpfarrerstelle hat auch ein Bezirksjugendamt gehört, das ich geleitet habe. Dazu gehörten klassische Themen wie Gruppenleiterschulungen, Jugendgottesdienste und ein Jugendbandfestival mit Gottesdienst, da es dort viele Jugendbands gab. Jugendarbeit geht einem auch leichter von der Hand, wenn man im musikalischen Bereich beheimatet ist und eine Offenheit mitbringt, Dinge auch einmal auszuprobieren.

Sie wurden dort einfach hingeschickt?
Ich verstehe mich als Priester des Bistums Limburg, wie ich es meinem Bischof versprochen habe bei der Weihe. Wenn es nicht vollkommen abwegig ist, sehe ich keinen Grund, etwas dagegen zu sagen. Es war etwas Neues und im Nachhinein nicht verkehrt. Ich konnte viele Erfahrungen sammeln.
Danach, also 2003, bekam ich das Angebot, noch einmal als Jugendpfarrer die Stelle zu wechseln, nach Wiesbaden. Dort waren zwei Dinge neu: Zum ersten Mal war ein Jugendpfarrer für drei Bezirke zuständig, also für Wiesbaden, den Rheingau und den Untertaunus. Und dann war auch die Jugendkirche neu. Im Vorausblick auf den Weltjugendtag in Köln wollte Bischof Kamphaus Jugendkirchen im Bistum Limburg haben, in Frankfurt, Limburg und in Wiesbaden. Mein Auftrag war es, in Wiesbaden eine Kirche und einen Ort zu finden und mit einem Team eine Jugendkirche aufzubauen. Vorletztes Jahr hatte sie zehnjähriges Jubiläum.

Ziehen Sie doch einmal ein Resümee aus Ihrer Zeit als Jugendpfarrer.
Es ist eine Zeit, die ich nicht missen möchte. Als Jugendpfarrer hat man Freiheiten gehabt zu experimentieren. Den Übergang von der Volkskirche zu sehen und zu verstehen, dass man die Dinge auch anders anpacken muss. Da gab es Herausforderungen, in denen wir uns als Team aus Theologen und Sozialpädagogen neu aufstellen mussten. Es hieß, zu lernen was es heißt, Jugendkirche und Kirche in dieser Stadt zu sein. In der Spannung zu sein, dass die Pfarreien denken, dass wir Ihnen die Jugendlichen abziehen, und neue Wege zu finden, wie man Jugendkirche gestalten kann. Die Zeiten ändern sich und Jugendkirchen haben dann auch neue Aufgaben. Damals dachte man bei der Jugendkirche eher volkskirchlich: „Wir packen sie hier schon." Die Vorstellung, wie man Jugend und Kirche zusammenbringt, ist heute anders. Das ist ein Lernprozess, sich auszusetzen, Dinge auszuhalten, dass sie anders sind, wie man sie sich kirchlich vorstellt. Wir rechnen immer in Zahlen. Besucherzahlen von Gottesdiensten, Firmungen, Taufen, und so weiter. Da würde ich anfragen, ob das die Kategorie Jesu ist. Natürlich denken wir so und es ist schwierig, sich davon zu trennen, denn so messen wir den Erfolg. Bischof Georg nennt es Kirche in der Welt sein.

Danach waren Sie von 2008 bis 2015 Pfarrer in Geisenheim. Wenn Sie einmal auf die Zeit als Pfarrer zurückschauen …
… war die Zeit stimmig, mit allen dazugehörigen Aufgaben. Die Frage von Verwaltung und Gremien zum Beispiel begegnet mir oft unter negativen Vorzeichen, als sei dies kein Teil von Seelsorge. Rein verwaltungstechnisch ist das so. Ich habe mich auch geärgert über Dinge, die man dort machen muss. Aber Gremien bedeuten immer die Begegnung mit Menschen, die an einer Sache arbeiten. Denn zu einer Pfarrei gehören immer Geld und Immobilien. Aber auch diese Dinge haben seelsorgerliche Aspekte und sind Arbeit eines Pfarrers. Manchmal sagen Menschen, dass der Pfarrer irgendwann nur noch Manager einer großen Pfarrei ist. Aber es kommt darauf an, wie man seinen Dienst gestaltet. Neben Hochphasen der Verwaltung war mir aber immer wichtig, zu beerdigen, die Krankenkommunion zu Menschen zu bringen und Taufgespräche zu führen. Diese Dinge werden von außen nicht immer gesehen.

Was haben Sie gedacht, als der Anruf vom Apostolischen Administrator Manfred Grothe kam?
Eigentlich wollte ich noch ein bisschen Pfarrer bleiben. Im Rheingau war gerade die Pfarrei neuen Typs gegründet worden und ich hätte gerne geschaut, dass der Übergang noch gut funktioniert. Man hat mir dann gesagt, warum ich in den Blick genommen wurde. Das waren Gründe, die ich nicht ganz von der Hand weisen konnte und die Einschätzung meiner Person war auch nicht falsch – dann war es für mich der Moment zu sagen, dass es so sein soll. Obwohl nicht klar war, worauf ich mich als Personaldezernent da einlasse, es gab ja noch keinen neuen Bischof.

Möchten Sie uns einige Gründe nennen?
Dazu gehört sicherlich, dass ich im Kreis der Pfarrer vernetzt gewesen bin, als Bezirksdekan und im Priesterrat. Jemand für diese Aufgabe zu nehmen, der von den Pfarrern nicht akzeptiert wird, ist sicher keine gute Lösung. Nachdem bekannt geworden war, dass ich es werde, bekam ich von Kollegen positive Signale, ohne dass sie wussten, wie ich es machen werde. Das zeigt Rückhalt, den Pfarrern war wichtig, dass es „einer von uns" ist, dass es jemand ist, der weiß, was Pfarrersein bedeutet und der eine Pfarrei neuen Typs kennt.

Was heißt denn Pfarrersein?
Ich denke, es gibt eine Vielzahl von Formen, wie man Pfarrer sein kann. Das hängt mit dem Gepräge vor Ort zusammen. Land, Stadt, Volkskirche – daran misst sich Pfarrersein. Die Jünger Jesu mussten vor Ort auch schauen, was notwendig ist. Entsprechend muss ich Pfarrer sein. Angleichen ist hier zu viel gesagt, ich muss hineinschauen, was jetzt hier notwendig ist. Biblisch gesagt: „Was willst du, dass ich dir tue?" Die Holzhammermethode ist schwierig, gar keine Richtung zu haben aber auch. Die Pfarrei ist ein sensibles Geschehen, man muss da immer im Einzelnen schauen.

Und als inhaltlicher Schwerpunkt? Wie sieht die Pastoral der Gegenwart oder der Zukunft aus?
Man tituliert das als „Ende der Volkskirche". Es gilt zu lernen, neu Kirche zu sein. Kirche geht auch anders, als wir uns das im Bistum Limburg oder in Deutschland vorstellen. Der gewisse enge Korridor, in dem wir uns Kirche vorstellen, ist historisch gewachsen. Ich verstehe, wenn sich jemand mit Veränderungsprozessen schwer tut. Auf den Philippinen habe ich viele Erfahrungen gesammelt: Wir brauchen Irritationen. Kirche und Pfarrersein kann noch einmal ganz anders funktionieren, auch anders, als es propagiert wird. Wenn eine Veranstaltung dann gut ist, wenn der Pfarrer dabei ist, drückt das Wertschätzung aus. Aber wenn ich das nicht mehr leisten kann, man sich verzettelt und entkräftet: Dann kann es das nicht sein. Jesu Vorbild ist hier sehr nützlich: Er ist mal da und mal dort gewesen. Und das war auch gut. Der Weg dahin ist der Weg, auf dem wir uns irritieren lassen. Wenn für uns die jetzige Situation der Kirche in Deutschland auch etwas Göttliches hat und uns zeigt „ihr müsst die Sache mal anders anpacken", müssen wir lernen, die Offenheit zu haben, dass Dinge auch anders sein können. Kirche geht auch anders.

Sind, oder besser, waren Sie ein typischer Pfarrer?
Was ist ein typischer Pfarrer? Ich würde antworten, dass es verschiedene Darstellungsweisen gibt, wie man unterwegs sein kann. Vielleicht gibt es den typischen Pfarrer nicht.

Welche Projekte liegen gerade auf ihrem Schreibtisch?
Oh, interessiert das jemanden? Thematisch liegen dort gerade Hilfestellungen für Pfarreien unterwegs zur Pfarrei neuen Typs. Wenn die Strukturen stehen, können sich Gemeinden mit dem Inhalt und der Entwicklung beschäftigen und bleiben nicht in Umwandlungen stehen. Als nächstes müssen inhaltliche Dinge kommen. Das Projekt ist also, auf die Zukunft zu schauen, auf die Kirchenentwicklung: Wie können wir dem Personal Hilfestellung geben. Der Bischof möchte, dass wir besonders auf die Pastoralteams schauen. Im Blick auf das Bistum sieht man eine Unterschiedlichkeit an Bewegung, durchaus ein Festhalten im Bisherigen, das ist für jemanden, der darin groß geworden ist, zu deuten als

eine schöne Zeit mit der Volkskirche. Ich musste auch erleben, wie meine Heimatgemeinde in einer größeren Pfarrei aufging und jetzt sogar anders heißt. Andererseits erlebe ich auch ein mutiges Probieren und Vorangehen derer, die schauen, wie das Neue aussehen könnte. Diese Spannung erleben wir ganz oft. Wir müssen diejenigen ermutigen, die Vorangehen und auch Verständnis haben für die, die am Bisherigen festhalten. Zu lösen, das macht letztendlich frei, wenn ich es geschafft habe. Es gibt keine Patentrezepte für das Aushalten der Spannung, in der letztendlich viele Pastoralteams stehen.

Und was liegt noch auf dem Schreibtisch?
Auf meinem Schreibtisch liegt gerade auch ein neuer pastoraler Stellenplan, der vom nächsten Jahr an gelten wird. Die prognostizierten Werte für 2030 lassen ablesen, dass es einen Rückgang an hauptamtlichem Personal geben wird. Darüber kann ich traurig sein und jammern. Es ist aber vielleicht auch ein Zeichen, realistisch auf die Dinge zu schauen - ich bin eher ein nüchtern-realistischer Typ - und aus dem, was gegeben ist, schaut man, was man daraus macht. Ich bin überzeugt, dass Gott uns Herausforderungen und Aufgaben gibt, und das ist spannend.

Was muss jemand mitbringen, der für das Bistum arbeiten möchte?
Es gilt, nach vorne zu schauen und die Herausforderungen zu erkennen und anzupacken. Man übersteht solche turbulenten Zeiten, wie die Kirche in Deutschland sie gerade erlebt, nur dann, wenn man den entsprechenden Glauben dazu hat. Man sollte wissen, dass Gott hier seine Kirche führt wie das Volk Israel. Das ist auch erstmal im Kreis gelaufen und ist ein hilfreiches Bild für die jetzige Situation. Man braucht Situationen, in denen man anscheinend im Kreis läuft, bevor man den Weg in etwas Neues hineinfindet. Das Bild ist tröstlich und hilfreich. Traue ich Gott zu, dass er seine Kirche hier in Deutschland führt, auch wenn er es uns und wir es uns nicht einfach machen? Das ist Gottvertrauen.

Möchten Sie den Studierenden aus Sankt Georgen noch etwas mitgeben?
Es ist wichtig, neben einer fundierten Theologie immer auch den Blick auf den Menschen und nach draußen zu haben, da schließt sich der Kreis mit der Mauer, die auch Durchlässe hat. Außerdem würde ich zu Mut und Gottvertrauen raten, wenn man dann im kirchlichen Dienst steht, dass Gott einem auch mal den Weg weisen wird zu dem, was gerade nötig ist.

Die Fragen stellten Carolin Brusky und Vanessa Lindl.

Frankfurter Volksbank
Börsenstraße 7-11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

Das „Abuna-Frans-Haus“ in Essen

Eine Wohngemeinschaft von Flüchtlingen und Jesuiten

Aus dem Jesuitenorden

LUDGER HILLEBRAND SJ
Willkommenskommunität Essen

Im Jahr 2013, kurz nach seiner Wahl, reiste Papst Franziskus zur Mittelmeerinsel Lampedusa, um dort Flüchtlinge zu besuchen. Bei dieser ersten Auslandsreise ermahnte er uns Europäer, nicht in Ignoranz und Apathie zu verfallen. Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki stellte sich Ende Sommer 2017 mit einer Schwimmweste ausgestattet an den Rhein und protestierte so gegen die Gleichgültigkeit Europas. Mit Blick auf das Ertrinken tausender Flüchtlinge im Mittelmeer monierte er: „Die Schutz und Hilfe suchenden Menschen sollen zurück in die Horrorlager nach Libyen geschafft werden, wo sie erneut verraten, verfolgt, verprügelt und vergewaltigt werden. Aber wir haben eine saubere Weste und weniger Flüchtlinge. Ich finde, das ist zynisch.“ Wovor haben wir Angst? Vor „Überfremdung“? Vor Überforderung?

Jesus ermutigt Helfende durch die Öffnung des Himmels und verurteilt andere wegen unterlassener Hilfeleistung. „Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan. Und sie werden weggehen und die ewige Strafe erhalten, die Gerechten aber das ewige Leben (Mt 25, 41-46).“ Dorothy Day, die Gründerin der Catholic Workers Bewegung, bemerkte: „Der Weg zum Himmel ist der Himmel.“ Das gilt wohl auch umgekehrt: Der Weg zur Hölle ist die Hölle. Wenn wir Menschen in Not helfen, geschieht Himmlisches. Wenn wir diese Hilfe unterlassen, obwohl wir als reiches Land helfen können, sind wir ein Teil der Hölle.

Laut Papst Franziskus soll jede Ordensgemeinschaft und jede Pfarrgemeinde Häuser finden, in denen Notleidende aufgenommen werden können. In Österreich hat die Schwesterngemeinschaft der Frohbotinnen schon 2012 ihr Mutterhaus in Batschuns Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Sie selbst sind in die Nachbarschaft gezogen. In der jesuitischen Kurie in Rom wurden unter dem neuen Pontifikat Räume für Obdachlose freigeräumt, und im Vatikan können sie duschen.

Von der Idee zur Wohngemeinschaft

Seit einigen Jahren überlegen wir Jesuiten, wie wir besser mit Flüchtlingen zusammen leben können. Im September 2016 zogen P. Lutz Müller SJ, Ludger Hillebrand SJ und ich nach Essen, um eine Wohngemeinschaft mit Geflüchteten zu gründen. Wir waren überrascht, wie viele Wohnungen der Pfarreien schon an Geflüchtete vermietet waren. Nach einem längeren Sondierungsprozess fand sich ein altes, heruntergekommenes Pfarrhaus, in dem nur noch drei von achtzehn Räumen genutzt wurden. Es musste aufwendig renoviert werden. Das war kein leichtes Unterfangen für das Bistum, in dem bis 2030 ein Drittel der Gelder eingespart werden müssen. Die Gemeinde vor Ort und das Bistum teilten sich die Kosten und hoffen, einen großen Teil der Gelder durch die Vermietung an uns Jesuiten und die Flüchtlinge zurückzubekommen.

Überwältigend war das Echo der Kirchengemeinde auf unser Vorhaben: Die Jugend strich den Keller; Flüchtlinge halfen beim Umräumen der Bibliothek und beim Abreißen Jahrzehnte alter Tapeten; ganz unterschiedliche Menschen spendeten Möbel und Hausrat; Rentner installierten Lampen; eine Nachbarin brachte ein Apfelbäumchen vorbei; eine Frau der Ortscaritas organisierte neue und gute Bettwäsche. Viele unserer schönen Möbel stammen von der Gemeindereferentin Andrea Hurlebusch, die uns zwei Jesuiten nur kurz bei einem Dienstgespräch der Pfarrei traf. Von der Krebsdiagnose bis zu ihrem Tod waren es nur vier Wochen. Mit dem bewussten Blick auf ihren Tod spendete sie ihre gerade neu gekauften Möbel unserer Flüchtlingsinitiative.

Unsere Wohngemeinschaft hat Platz für acht Flüchtlinge. Jeder hat ein eigenes Zimmer. Wir Jesuiten leben in einer eigenen Etage unterm Dach und haben auch jeweils ein Zimmer. Gekocht wird im Erdgeschoss in der gemeinsamen Wohnküche. Dort trifft man sich zum Essen und Reden. Jeden Dienstagabend gibt es den Hausabend, wo nach dem gemeinsamen Essen der Putzplan und weitere Arbeiten besprochen werden. Anschließend ist Zeit zum Austausch, wie es den einzelnen geht.

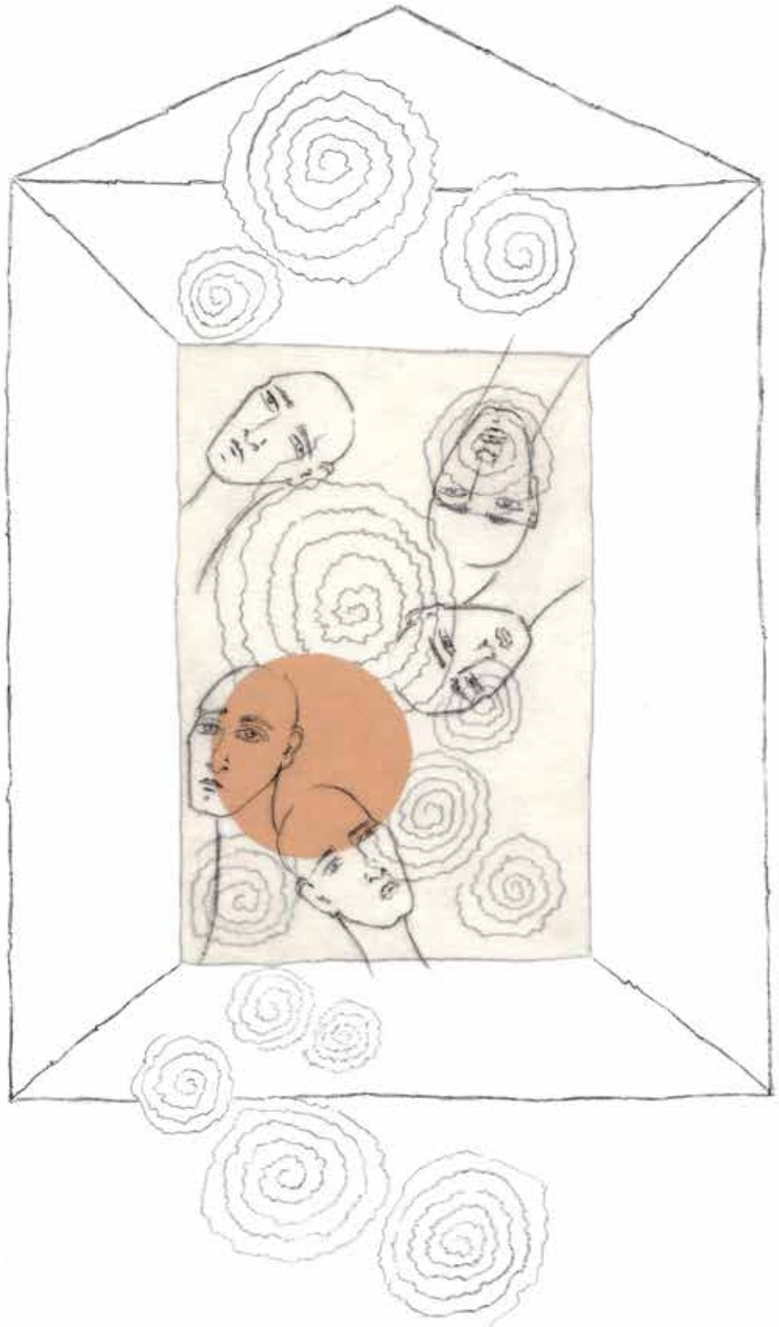


Illustration: Elke Teuber-S.

Die Mitbewohner
Mit wem leben wir derzeit zusammen? Drei unserer Mitbewohner kommen aus Syrien. Über ihre Smartphones verfolgen sie den Krieg live. Sie sehen, wann und wo Bomben fallen und haben Angst um ihre dortigen Familien. Vor kurzem, als wir zum Kaffeetrinken auf der Terasse unseres Hauses saßen, um die Herbstsonne zu genießen, stand ein syrischer Gast auf und zeigte uns seine Wunden: Angefangen vom rechten Rippenbogen bis zu seinen Füßen verletzte Haut. „Ich war der Fahrer eines Arztes", sagte er. „Ich habe die Bombe, die neben unserem Auto explodierte, überlebt. Mein Freund nicht."

Einer unserer anderen Mitbewohner hat ein Gutachten seines Arztes, dass er wegen seiner ausgeprägten Herzschäden eine ständige medizinische Überwachung braucht. Eine Abschiebung ins Heimatland wäre sein Todesurteil. Unter dem medizinischen Report steht, dass der Amtsarzt gern die Krankenakte vollständig einsehen kann, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Das Ausländeramt, davon unbeeindruckt, versucht weiter seine Abschiebung in die Wege zu leiten. Sollte das so bleiben, geht die Geschichte an einen Anwalt, den wir dank vieler Spenden finanzieren können.

Zwei unserer Mitbewohner haben Arbeitsplatzzusagen. Bei beiden sagt das Ausländeramt, dass das nicht geht, da ihr Deutschniveau nicht hoch genug ist. Ich verstehe das Anliegen, dass man gut Deutsch lernen muss. Ich denke aber, dass Arbeit der beste Weg zu Integration ist. Man muss dort deutsch sprechen, lernt Kollegen und Kolleginnen kennen, kann etwas tun, denkt nicht mehr ständig an den Krieg und bekommt durchs Arbeiten etwas Würde und Anerkennung. Und man kann Geld nach Syrien schicken, wo die Preise wegen des Krieges explodieren.

Wer ist „Abuna Frans"?
Unser Projekt trägt den Namen „Abuna-Frans-Haus" und hat seinen Ort unter dem Dach des Jesuitenflüchlingsdienstes. „Abuna" ist arabisch und heißt „unser Vater". „Abuna Frans", sagten Syrer zu Pater Frans van der Lugt SJ. Er wurde 1938 in Den Haag geboren und lebte seit 1966 in Syrien. Damit sich die verschiedenen Religionen und Konfessionen von Muslimen und Christen besser kennen lernten, betete er mit ihnen und ging mit ihnen wandern. Als die Stadt Homs von Regierungstruppen umzingelt wurde, verließ er sie nicht, obwohl er so der einzige Europäer war, der noch in der Stadt verblieb. Ihm war klar: „Ich kann meine Herde nicht verlassen!" Mit Videobotschaften an die Welt bat er um Hilfe für die hungernde Bevölkerung. Mittels der Vereinten Nationen kamen

„Trotz eigener schlechter Erfahrungen noch für andere offen zu sein, ist eine große weltweite Aufgabe!"

schließlich 1400 Notleidende aus der Stadt frei. Frans van der Lugt SJ blieb bei den weiterhin Eingeschlossenen. Am 7. April 2014 wurde er von Unbekannten aus seiner Wohnung in Homs gezerrt und erschossen. Papst Franziskus in Rom und Menschen aus unterschiedlichen Glaubensrichtungen in Syrien erzählten danach vom Leben und Sterben dieses Mannes des Friedens. Sein Engagement der Völkerverständigung bewegt weiterhin Muslime und Christen zum Brückenbauen. Es gibt in Deutschland inzwischen eine von Syrern gegründete Wanderbewegung, das „Frans-van-der-Lugt-Projekt" des JRS in einem Flüchtlingsheim in München und unsere kleine WG in Essen.

Mühsames und Erfreuliches
Wo erleben wir Schwierigkeiten? Bevor die Geflüchteten bei uns einziehen, kommen sie bei uns vorbei und schauen sich unser Haus an. Zwei Mal erlebten wir, dass schon am Telefon gesagt wurde, dass kein Interesse besteht, zu uns zu kommen. „Wie? In Ihrem Haus leben Muslime? Dann komme ich nicht." Ein tadschikischer Afghane, der bei der Renovierung half, fragte wofür unser Haus gut sei. Ich erklärte ihm, und er sagte: „Aber ihr nehmt doch sicher keine Paschtunen auf!" Ich lachte und antwortete: „Natürlich nehmen wir nur Paschtunen auf!" Trotz eigener schlechter Erfahrungen noch für andere offen zu sein, ist eine große weltweite Aufgabe!

Unsere Sprache ist eine große Hürde. Für Nichtakademiker bedeutet das mühevolles Steineklopfen, um einen Weg zum Anderen zu finden. Gut, dass es viele ehrenamtliche Helferinnen und Helfer gibt, die den offiziellen Deutschunterricht durch Gespräche und spielerische Aktionen ergänzen.

Ich freue mich, dass viele Menschen ihr Leben einsetzen, um Brücken zu bauen und Wunden zu schließen. Ich freue mich, mit Muslimen und Christen unterwegs zu sein, um unsere nationale und religiöse Ausgrenzung zu reduzieren und zu entdecken, wie schön und wohltuend die Gemeinschaft untereinander sein kann. Durch unsere Tür kamen bisher Drusen, Yeziden, Atheisten, Muslime und Christen, Sozialisten, Grüne und Christdemokraten. Bunt ist eine schöne Farbe. Yams, gekauft beim Asia Shop, zusammen mit nach syrischer Art gebratenem Reis und einer Art Spinat aus Ägypten, mit auf afrikanischer Weise kross gegrilltem Hähnchen, das schmeckt nicht nur mir ausgezeichnet!

Weitere Infotmationen

Mehr über die von Syrern gegründete Wanderbewegung:
https://franshike.wordpress.com/

Wer mit den Engeln singen kann

Wer sich nur einen Blick
kann über sich erschwingen,
Der kann das Gloria
mit Gottes Engeln singen

Der Cherubin schaut nur auf Gott

Wer hier auf niemand sieht
als nur auf Gott allein,
Wird dort ein Cherubin
bei seinem Throne sein.

Des Gottverliebten Wunsch

Drei wünsch ich mir zu sein:
erleucht wie Cherubim,
Geruhig wie ein Thron,
entbrannt wie Seraphim.

Christologie – Kirchen des Ostens – Ökumenische Dialoge
Internationales Symposium zu Ehren von Kardinal Grillmeier SJ

Unter den vielen bedeutenden Sankt Georgener Theologen zählt Pater Alois Grillmeier (1910-1998) gewiss zu den namhaftesten. Grillmeier lehrte von 1950 bis 1978 in Sankt Georgen als Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte. Beim Zweiten Vatikanischen Konzil wirkte er in der Theologischen Kommission mit. Schon bevor er von 1971 an bei der Wiener Stiftung Pro Oriente in den Dialog mit den orientalisch-orthodoxen Kirchen einbezogen war, waren Grillmeiers Forschungen von ökumenischer Weite bestimmt. Das von ihm begründete und von Theresia Hainthaler fortgeführte Werk *Jesus der Christus im Glauben der Kirche* (bisher fünf Bände) wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und gilt weltweit als Standardwerk der Christologie. In Anerkennung seiner theologischen Verdienste wurde Pater Grillmeier 1994 von Papst Johannes Paul II. zum Kardinal erhoben.

Zum bevorstehenden zwanzigsten Todestag von Pater Grillmeier, aber auch aus Anlass der Emeritierung von Theresia Hainthaler, veranstaltete die Philosophisch-Theologische Hochschule vom 20. bis zum 23. September 2017 ein internationales Fachsymposion zu neueren Forschungen in der Christologie. Dabei wurden vor allem christologische Akzentsetzungen in den Kirchen des Ostens in den Blick genommen und innerhalb ihrer jeweiligen theologischen Traditionen ausgewertet. Fachleute aus den Vereinigten Staaten, Europa und dem Mittleren Osten stellten teils noch nicht veröffentlichte Ergebnisse ihrer Forschungen zur Diskussion.

Öffentliche Abendvorträge hielten Kardinal Kurt Koch, der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, und Patriarch Louis Raphaël I. Sako. Das Oberhaupt der chaldäisch-katholischen Kirche mit Sitz in Bagdad ist ein ausgewiesener Kenner der ostsyrischen Christologie. Kardinal Koch betonte in seinem Vortrag, dass die Christologie zwar einerseits sehr früh zum theologischen Zankapfel wurde. Im Zusammenhang mit den Konzilien des 5. Jahrhunderts kam es zu Kirchenspaltungen, die teils bis heute andauern. Andererseits sei die Christologie in jedem ökumenischen Gespräch grundlegend; denn Christus sei nicht ohne die Kirche zu haben. Fünfhundert Jahre nach Luthers „Thesenanschlag“ ist dieser Gedanke auch ein Impuls für die ökumenischen Gespräche mit den Kirchen der Reformation.

Prof. Christoph Markschies (Berlin) und Thomas Graumann (Cambridge), Fotos: Dirk Ansorge

Das Symposium war nicht nur von Seiten der Vortragenden international besetzt. Teilnehmende kamen aus den Niederlanden, Großbritannien und der Schweiz. Eine ökumenische Vesper mit einem syrisch-orthodoxen Chor und ihrem Pfarrer aus Bad Vilbel sorgte dafür, dass die Vielfalt der christlichen Kirchen und ihre in Christus gründende Einheit auch liturgisch erfahrbar wurden. Wohl stellvertretend für viele resümierte Lorenzo Perrone, Patristiker aus Bologna, nach dem Ende der Tagung, diese habe „erneut bewiesen, wie lange wir noch von *Jesus der Christus im Glauben der Kirche* profitieren werden. Der Ansatz von Grillmeier scheint mir immer noch sehr wichtig und sehr nützlich zu sein.“ Im kommenden Jahr werden die Beiträge in einem Tagungsband veröffentlicht.

Geburtstag und Ehrung von Prof. Dr. Friedhelm Hengsbach SJ

Am 15. Juli hat Friedhelm Hengsbach SJ seinen 80. Geburtstag gefeiert. Zu den prominentesten Gratulanten gehörte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Das Nell-Breuning Institut hat am 24. Juli zu Pater Hengsbachs Ehren ein Fachgespräch zum Thema „Christliche Sozialethik – Orientierung welcher Praxis?“ veranstaltet.
Zudem hat Friedhelm Hengsbach SJ am 7. Juni in Frankfurt am Main den Preller-Preis für Sozialpolitik erhalten.
Die Preller-Stiftung erinnert an den Sozialpolitiker und Sozialstaatstheoretiker Prof. Dr. Ludwig Preller (1897-1974) und vergibt seit 1997 alle drei Jahre einen Literaturpreis zur Sozialpolitik. Zu den bisherigen Preisträgern gehören Anthony Giddens, Franz-Xaver Kaufmann und Stephan Leibfried.
Pater Hengsbach war 1985 bis 2005 Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main, seit 1991 zudem Gründungsleiter des dort angesiedelten Oswald von Nell-Breuning-Instituts für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik. Heute lebt Hengsbach in einer Jesuitengemeinschaft in Ludwigshafen. Seit drei Jahrzehnten gilt er als wichtigste Stimme der Christlichen Sozialethik in der politischen Öffentlichkeit. Vor dem Preller-Preis erhielt er den Gustav-Heinemann-Bürgerpreis (1998), den Regine-Hildebrandt-Preis für Solidarität bei Arbeitslosigkeit und Armut (2004), das Marburger Leuchtfeuer (2006) und den Walter-Dirks-Preis (2010).
Den Preller-Preis erhält Pater Hengsbach für seine Schriften und öffentlichen Interventionen zur Analyse und sozialethischen Bewertung gesellschaftlicher Spaltungsprozesse. In seiner Laudatio würdigte der Staatssekretär a.D., Prof. Dr. Wolfgang Schroeder (Universität Kassel), den Preisträger als einen organischen Intellektuellen, der systematisch die Perspektiven der Benachteiligten und Kleingemachten aufgreift und Brücken zwischen den Gewerkschaften, den neuen sozialen Bewegungen (Frauen-, Umwelt-und Friedensbewegung) und den Kirchen geschlagen hat.

Neue Ernennungen

Pater Provinzial Johannes Siebner SJ hat als Ständiger Vertreter des Großkanzlers mit Schreiben vom 27. Juli 2017 Prof. Dr. Andreas Bieringer zum Dozenten für Liturgiewissenschaft und PD Dr. Birgit Hoyer zur Honorarprofessorin für die Fächer Pastoraltheologie und Homiletik ernannt sowie die Ernennung von Dr. Thomas Hanke zum Dozenten für das Fach Philosophie um ein Jahr verlängert.

Alt-Sankt-Georgener zum Präfekten der Glaubenskongregation ernannt

Papst Franziskus hat am 1. Juli 2017 den spanischen Jesuiten und Erzbischof Luis Francisco Ladaria Ferrer zum Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre ernannt. Pater Ladaria war bislang Sekretär der Glaubenskongregation und ist jetzt Nachfolger des bisherigen Präfekten Kardinal Gerhard Ludwig Müller. Als Präfekt der Glaubenkongregation ist Ladaria zugleich Präsident der Päpstlichen Kommission „Ecclesia Dei“, der Päpstlichen Bibelkommission und der Internationalen Theologenkommission.
Der 1944 auf Mallorca geborene Jesuit hat in Madrid Rechtswissenschaften studiert. 1966 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Anschließend studierte er an der Päpstlichen Universität Comillas in Madrid und an der Frankfurter Hochschule Sankt Georgen Philosophie und Theologie. 1973 wurde er zum Priester geweiht.
Nach seiner Promotion in Theologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom (1975) lehrte Pater Ladaria zunächst in Madrid und in Rom Dogmatik. 2004 wurde er von Papst Johannes Paul II. zum Generalsekretär der Internationalen Theologenkommission ernannt. Im August 2016 berief ihn Papst Franziskus zum Leiter der wissenschaftlichen Kommission zur Geschichte des Diakonats der Frau.
Pater Ladaria hat Sankt Georgen in den vergangenen Jahren häufiger besucht. 2013 hielt er den Vortrag bei der Thomas-Akademie mit dem Titel „Jesus Christus. Mitte und Mittler“. Jüngst haben Sankt Georgener Erzbischof Ladaria besucht: Im Rahmen einer Studienexkursion des Graduiertenkollegs „Theologie als Wissenschaft“ waren Studierende und Professoren aus Frankfurt im März 2017 bei der Glaubenskongregation zu Gast. Im zentralen Konferenzraum des stattlichen Gebäudes unmittelbar am Petersplatz erhielten sie von Pater Ladaria einen Einblick in Aufgaben und Arbeit der Kongregation – nicht ahnend, dabei mit dem künftigen Präfekten der Glaubenskongregation zu sprechen.

JUBILARE

25.12.2017: Christian Troll SJ (80 Jahre)
05.01.2018: Hans Ludwig Ollig SJ (75 Jahre)
24.02.2018: Klaus Schatz SJ (80 Jahre)

Der Teufel kommt nicht aus dem Kamin.
Er sieht aus wie Christus.

Interview mit dem Stadtdekan Dr. Johannes zu Eltz

Wer über Throne, Mächte und Gewalten spricht, der kommt nicht nur mit der Thematik von Engeln und himmlischen Wesen, sondern auch mit der Frage nach widergöttlichen Mächten in Berührung.
Haben Sie schon einmal persönlich Erfahrungen mit dunklen Mächten und mit „Thronen, Mächten und Gewalten" gemacht? Wenn ja, wie sahen die aus?

Die „Throne, Mächte und Gewalten" aus den Präfationen werde ich hoffentlich im Himmel sehen. Der von dort gestürzte Satan ist aber leider auf die Erde gefallen. Die widergöttlichen Mächte sind mir hier vielmals indirekt begegnet; im Reden und Tun von Menschen, mit denen ich zu tun hatte, oder über deren Verhalten berichtet wurde. Mir persönlich ist das Böse in Person einmal im Traum erschienen. Seine ungeheure Präsenz und Kraft haben mich erstarren lassen. Ich hatte das Gefühl einer hilflosen Unterlegenheit. Entsetzlich.

Sie haben gerade gesagt, dass Ihnen solche Mächte im Gespräch begegnen. Wie zeichnen diese sich aus? Wie ist jemand, bei dem Sie so eine dunkle Macht spüren?

Manche Reaktionen sind unwillkürlich. Ich kann mich an einen Mann in der Tür des Herborner Pfarrhauses erinnern, da war ich Diakon, ganz am Anfang meiner Seelsorgerzeit, der wirkte so überwältigend böse, dass ich die Haare aufgestellt habe wie ein Tier. Hunde winseln ja und kneifen den Schwanz ein und verziehen sich unter die Möbel, wenn ihnen etwas unheimlich ist. So ungefähr war das damals. Ich war gepackt von einem kreatürlichen Widerwillen und konnte die Nähe dieses Menschen keinen Moment länger ertragen. Dabei bin ich sonst nicht empfindlich und habe eine – nach Selbsteinschätzung – robuste Konstitution. So dramatisch ist es aber selten. In der Regel kommt das Böse so auf den Plan, dass Menschen im seelsorglichen Gespräch ihre Selbsteinschätzung angeben und ich mich dazu verhalte, und Rückschlüsse ziehen muss aus den Worten, der Sprechweise, der Mimik, dem ganzen Eindruck der Persönlichkeit, ob ich das Vorbringen glaubwürdig finde und in welchen Bereich das gehört: in den natürlichen von Körper, Psyche und Geist oder in den übernatürlichen.

Haben Sie dafür ein bestimmtes Gespür? Was zeichnet Ihre Sensibilität darin aus?

Nach 2001, als ich in Limburg im kurialen Diensten gearbeitet habe, also gemeindefern, ist Franz Kamphaus auf mich zugekommen und hat gefragt, ob ich mich seelsorglichen Kontakten zur Verfügung stellen würde, wenn Leute ernsthaft und beharrlich nach Befreiungsdienst fragen. Das habe ich mir damals überlegt und „Ja" gesagt. Ich denke, dazu haben den Bischof zwei Merkmale bewogen, die unterschiedlich sind, aber zusammengehören. Erstens eine unproblematische Identifizierung mit dem Glauben und der Lehre der Kirche, die das personale Böse für eine Realität hält. Zweitens eine besondere Art von Achtsamkeit und Spürsamkeit für andere Menschen, auch für die Zwischentöne und für das Ungesagte. Diese beiden Dinge zusammengenommen qualifizieren in meinen Augen jemanden für die Seelsorge in solchen Grenzbereichen. Wenn Sie Manifestationen des Bösen schon begrifflich für unmöglich halten oder es immer auflösen wollen in andere Größen, dann haben Sie eine sehr eingeschränkte Wahrnehmung dessen, was Ihnen mit dem belasteten Menschen entgegenkommt, und müssen das Meiste von dem, was Ihnen präsentiert wird, nicht nur die laienhaften Selbstdiagnosen, von vornherein zurückweisen. Aber mit Abgrenzung allein können Sie den Seelen nicht helfen.

Sie würden also die widergöttlichen Mächte im Bereich des moralischen Übels verorten, weil Sie ja von personalen Begegnungen sprechen? Aber diese haben gleichzeitig etwas Überpersönliches, wenn ich Sie richtig verstehe?

Ich baue meinen Glaubenszugang zu diesen Dingen nicht auf eigenen Erfahrungen auf und suche dann eine Idee dafür. Es ist umgekehrt: Ich habe einen abstrakten Zugang zu der Existenz dieser Mächte aus dem Glaubensbekenntnis. Gott ist doch der Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Welt! Ich sah diese auch für mich vollkommen unsichtbare Welt hinter der Welt von Kind auf bevölkert mit Gestalten, von denen ich eine anthropomorphe Vorstellung hatte, wenn ich mir überhaupt eine machte. Das war alles präsent, längst bevor ich mit der Seelsorge für Leute begonnen habe, die sich für belastet oder besessen halten. Diese Basis ist mir erhalten geblieben. Ich spüre nach wie vor kein Bedürfnis, mich da von meinem kindlichen Glauben zu distanzieren. Ich behaupte für mich aber auch keinen besonderen, sich von anderen unterscheidenden Zugang zur unsichtbaren Welt.

Als Jesus die zwölf Apostel aussendet, gibt er ihnen als erstes die Vollmacht, Dämonen auszutreiben. Nun ist das nicht gerade das typische Thema einer Weihepredigt – aber als Christ und als Priester ist das ja auch eine Zusage an Sie. Was bedeutet Ihnen das?

Da muss ich ein bisschen ausholen. Ich habe Mitte der achtziger das Studium in Sankt Georgen begonnen. Damals lebte Pater Rodewyk noch, und auch sonst waren die verstörenden Ereignisse rund um Klingenberg sehr präsent; die unglückliche Verkettung von Umständen, die am Ende dazu geführt haben, dass dieses arme Kind Anneliese Michel gestorben ist. Das hat, wie ich es sehe, große Ängste im juste milieu der Kirche ausgelöst, und Fluchtinstinkte bei den pastoral Verantwortlichen, die mit dem ganzen Bereich nichts mehr zu tun haben wollten. Sie wollten nicht von investigativen Journalisten durch die Gassen gejagt und dann im Stern oder im Spiegel als Dunkelmänner abgebildet werden. Kann man ja verstehen. Aber so, wie ich damals drauf war, viel rabiater als heute und viel kulturkritischer, habe ich das als ein Vermeidungsverhalten von feigen Bischöfen und Professoren gesehen, die gut angesehen sein wollten in der Gesellschaft: immer schön im Mainstream mitschwimmen. Dafür gingen sie an der Not der ihnen Anbefohlenen vorbei und blendeten das Böse einfach aus. Nicht in erster Linie aus theologischen Gründen, sondern weil sie keinen Ärger haben wollten. So habe ich das damals gesehen, und das hat mir missfallen. Deshalb habe ich eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Bereich gerichtet und manches gelesen. Dabei hat mir die Literatur den bleibenden Eindruck hinterlassen, nicht die Theologie. Ich nenne zwei Bücher: Wladimir Solowjews *Kurze Erzählung vom Antichrist* aus dem Russland des späten 19. Jahrhundert, und aus dem frühen 20. Jahrhundert der Roman eines englischen Konvertiten, Robert Hugh Benson, *Der Herr der Welt*. Beides sind Zukunftsromane, die in eine nahe, gut vorstellbare Zukunft hinein die Erscheinung des Antichristen legen.
Das ist ja die eigentlich relevante und realitätsnahe Variante des Dämonenglaubens, dass also der Teufel nicht ein Schwänzchen hat und Bocksfüße und aus dem Kamin kommt, sondern dass er als messianische Lichtgestalt und Wohltäter der Menschheit erscheint und just durch seine Christusähnlichkeit Menschen verführen, verwirren und verderben kann. Das hat mich seinerzeit, weil ich diese Gefahr sträflich vernachlässigt sah, dazu gebracht, mich für den Befreiungsdienst stark zu machen. Ich finde heute noch, dass wir selbstverständlich in jeder deutschen Diözese einen amtlich beauftragen Exorzisten haben sollten, der sich in kluger Unterscheidung der Geister der geistlich Armen annimmt.

Ist die Kirche da viel zu harmlos?

Aber sicher! In meinen Studienzeiten ist zum Beispiel die kabbalistische Sekte „Engelwerk" ziemlich einflussreich geworden. Später sind die Bischöfe dagegen zu Felde gezogen, mit Recht, und haben sie plattgemacht. Mir schien damals, ein wesentlicher Grund, warum so etwas Närrisches und Destruktives überhaupt entstehen kann, ist, dass die Angelologie in der Theologie, aber auch näher am Alltag der Leute in der Spiritualität und in der Liturgie, vernachlässigt wurde, oft mit so einem rationalistischen Zungenschlag, dass doch ein vernünftiger Gläubiger solche Ammenmärchen nicht glauben kann. Dummer Hochmut! Denn das hat das Problem ja nicht beseitigt, sondern ungeklärt bei den Leuten belassen, und dann waren es andere, etwa Filme, die die unsichtbare Welt der Kirche aufs Tapet gebracht haben. Der Herr der Ringe zum Beispiel lebt vom Credo und bezieht seine Spannung aus den Oppositionen des Glaubens. Sie einfach auszublenden in einer harmlosen Kirchenwelt, wo es statt dunkler Metaphysik viel Pillepalle gibt, das hat die Leute nicht überzeugt. Aber das alles waren Phänomene einer jüngeren Vergangenheit, die ich für abgeschlossen halte. Ich denke, dass auch durch die Pontifikate von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. eine Atmosphäre entstanden ist, wo man sich auch wieder unbefangener mit der unsichtbaren Welt befassen kann, in der die Kirche sich eigentlich zuhause fühlen müsste.

Illustration: Elke Teuber-S.

Zweifellos, aber wo ist die Grenze? Was kann man als guter Katholik ernstnehmen und wo geht es ins Esoterische, Abergläubische?

Immer nur ernst nehmen sollen Sie Menschen und Ihre Nöte! Der entscheidende Gesichtspunkt in dieser Angelegenheit ist der pastorale. Selbst im Kirchenrecht, das ich früher betrieben habe, heißt der letzte Kanon: Das Heil der Seelen ist das oberste Gesetz. Die wichtigste Grenze ist nicht die zwischen Volks- und Aberglauben, sondern die zwischen theologisch verantworteter Seelsorge und den Humanwissenschaften. Also, da brauchen Geistliche viel Hausverstand und Bereitschaft zur Selbstkritik, damit sie die Weihegnade nicht missverstehen. Es ist ein schwerer Kunstfehler, wenn ich beim Befreiungsdienst die Kompetenzen von Psychologen und Psychiatern außen vor lasse, weil ich mir anmaße, alles besser zu wissen. Gott ist größer, und er ist nicht nur an unserer Seite. Der Allmachtswahn von selbsternannten Exorzisten, die mit geistlichen Waffen auf Leute losgehen, von denen sie nicht wissen, ob und wie sie krank sind, richtet großen Schaden an und ist auch kein Ruhmesblatt für die Kirche.

Haben Sie eine zusätzliche Ausbildung? Sie sprachen von Lektüre, aber ziehen Sie im Zweifel auch einen Psychologen oder Mediziner zu Rate?

Ich habe keine besondere Ausbildung, nur Erfahrung. Auf jeden Fall zog ich im Zweifelsfall andere Fachleute zu Rate, außer mir erschien die Differenzialdiagnose nicht nötig, weil sich die Störung mit einfachen Mitteln beheben ließ. Mir hat mal ein Exorzist gesagt, erst wenn der Müll liegen bleibt, sammeln sich die Ratten. Und für die „Müllabfuhr" gibt es andere Behelfe als Exorzismus, nämlich alles, was im normalen Set von sakramentaler Seelsorge ist. Das ist immer mein erster Gedanke. Auf die Selbstdiagnose von Leuten, die durch die Tür reinkommen mit der Forderung nach einem großen Exorzismus, darf man nicht reinfallen. Man darf den Leuten allerdings auch nicht sagen: „Den Teufel gab's nur bis zum Konzil, gehen Sie zum Psychiater."
Wir sind weit gekommen mit unserer Erkenntnis von seelischen Störungen und Krankheiten, die therapeutisch oder pharmakologisch behandelt werden können. Man muss sich das so gut es geht zugänglich machen, was es da lege artis zu wissen gibt, und das in jedem Fall mit Demut. Öfter werden wir die Leute, auch wenn sie zuerst zu uns kommen, an andere verweisen müssen und sie bereitwillig ihnen anvertrauen. In diesem Geist sollen wir auch das Evangelium lesen. Dort werden Erscheinungen dämonologisch eingeordnet, die wir heute neurologisch behandeln können wie Epilepsie, für die es damals kein Wort gab und auch keinen physiologischen Zugang. Die verstörende Phänomenologie der Krankheit mit Fratzen schneiden, auf den Boden werfen, Schaum vorm Mund et cetera, konnte nicht anders gedeutet werden denn als Besessenheit. Aber aus solchen Fortschritten, jumping to conclusions, so eine Metaposition der Religionskritik entwickeln, die alles, was das Neue Testament „Dämonen" nennt, a priori keine sein lässt, weil es Dämonen nicht gebe, und auch Jesus habe nur literarisch gesprochen oder sei so in den Vorstellungswelten seiner Zeit befangen gewesen, dass seine Rede für uns keine echte Offenbarung sein könne: Das fand ich immer und finde ich heute noch anmaßend. Das ist nicht die Weise, mit dem Wort Gottes umzugehen. Ich habe keine überlegene Weisheit, mit der ich dem Jesus der Evangelien vorschreiben könnte, was er in seinem Zugang auf das Leid der Leute da erkennt oder nicht. Ich denke vielmehr: Wenn man alle Krankheiten und Störungen organischer und psychischer Natur abzieht, dann bleibt neben ihnen und vielleicht auch in ihnen ein Rest übrig, von dem ich sagen möchte, dass da widergöttliche, auf den Schaden von Menschen ausgerichtete, an ihrer Vernichtung interessierte, personale Mächte am Werke sind, denen man mit geistlichen Mitteln auch entgegentreten muss.

Sie betonen, dass die widergöttlichen Mächte für Sie ein pastoraler Topos und in der Begegnung mit Menschen verortet sind. Vorhin hatten Sie aber auch den Antichristen erwähnt, der beispielsweise in Gestalt Jesu auftritt und deshalb so gefährlich ist. Würden Sie sagen, dass es auch auf einer übergeordneten Ebene das Böse gibt?

Der Versucher, was ja eine biblische Umschreibung für den Teufel ist, kann nicht evident böse sein, weil er sonst nur für die wenigen Leute interessant ist, die am offensichtlich Bösen Interesse haben. Das ist mir kaum je begegnet. In aller Regel gilt der Satz des Heiligen Thomas: Es gibt Gutes ohne Böses, aber nichts Böses ohne Gutes. Normalerweise kann Versuchung nur dann wirken, wenn ein tatsächliches Gut so in Aussicht gestellt und in den Vordergrund geschoben wird, dass der damit verbundene Nachteil, die Gefahr, der Schaden nicht richtig ermessen werden kann, oder auch, hol's der Teufel, nicht ermessen werden will von dem, der sich das Gut aneignen möchte. So arbeitet der Teufel in der Wüste: Er redet die Risiken klein und stellt die Gewinne in den Vordergrund und hofft, dass Jesus darauf reinfällt. So muss das gehen! Das gibt's auch in der Politik. Der erst fein dosierte und dann immer maßlosere Einsatz von Gewalt zum Beispiel. Irgendwann ist es dann rettungslos zu spät und die Spiralen drehen sich. In dem Buch *1913* von Florian Illies tritt das vor Augen. Da ist irgendwann wie aus dem Nichts ein Mahlstrom da, der auch den guten Willen und die Zivilität und Friedenssehnsucht von normalen Leuten in sich hineinzieht, immer tiefer, bis am Ende nichts mehr übrig ist, weil dieser Impuls zur wechselseitigen Selbstvernichtung übermenschlich wird und nicht mehr zu steuern ist. Das ist rational nicht zu fassen. Da drängt sich mir der Eindruck auf: Ganz Europa verfängt sich auf der Leimrute, die der Versucher und Verderber aus der unsichtbaren Welt ausgelegt hat.
Vielleicht darf ich Ihnen abschließend noch sagen, mit welchen geistlichen Mitteln ich in meinem bescheidenen Einsatz im Befreiungsdienst bis jetzt gearbeitet habe. Ein wichtiger Unterschied ist für mich der zwischen dem deprekatorischen und dem imprekatorischen Beten. Das eine bittet – oft in Gegenwart des bedrängten Menschen – Jesus ausdrücklich darum, jenen von seiner Belastung oder Besessenheit zu befreien. Das andere herrscht den bösen Geist direkt an, der an oder im bedrängten Menschen wirksam ist, vielleicht auch mit Namen. Das ist die vom Seelsorger unbedingt zu beachtende Grenze. Für das Zweitere bedarf es einer im Einzelfall gegebenen, vom Bischof selbst zu verantwortenden Erlaubnis. Das Erstere darf nicht nur jeder Geistliche, sondern jeder Mensch, der sich zum Beten für andere berufen fühlt. Das Problem ist, wenn man sich ganz viel mit diesen Dingen beschäftigt, dass es eine déformation professionelle geben kann. Ich habe nie etwas anderes getan als deprekatorisch beten. Da spielt auch Furcht vor dem Bösen eine Rolle. Deshalb habe ich meinen Traum erwähnt. Das Sprichwort sagt: „Wer mit dem Teufel essen will, braucht einen langen Löffel." Mein Löffel erschien mir irgendwie immer zu kurz, um mich da auf Risiken einzulassen und zu gucken, ob auf „Teufel komm raus" der Teufel wirklich rauskommt. Das würde ich nie machen.

Das ruft nun noch einmal die Frage hervor, was denjenigen auszeichnet, der das machen soll? Eine große Unerschrockenheit kann ja auch ein Problem sein.

Oh, bitte keine große Unerschrockenheit. Die Exorzisten, das sollen fröhliche und wenn's geht einfache Menschen sein, demütig zumal, die ihr Geborgensein in Christus ganz stark empfinden und es anderen zusprechen können. Nur keine finstere Lust an der vermeintlichen Gleichmächtigkeit des Teufels, woraus dann dualistische Konzepte erwachsen mit einem unentschiedenen Kampf zwischen Gut und Böse. Das ist ungesund, auch theologisch, und solche Leute darf man nicht auf vermeintlich oder tatsächlich Besessene loslassen.

Gibt es ein zusammenfassendes Wort, mit dem Sie das Thema fassen können?

„Heilt Kranke und treibt Dämonen aus" – das Wort Jesu nehme ich wörtlich, und ich halte das für eine wichtige Fakultät meines Amtes. Aber ich muss das Wort in dem Geiste wörtlich nehmen, der Jesus bewogen hat, zu heilen. Das ist ein Geist der Klugheit und der Menschenfreundlichkeit.

Der zweite Teil des Gespräches erscheint vorraussichtlich im nächsten Heft.
Das Gespräch führten Martin Höhl und Tobias Specker SJ.

Zwischen den Stühlen

Was der Dialog für den katholischen Islamwissenschaftler Florian Volm bedeutet

Vorgestellt

ISABELLA SENGHOR
Magister Theologie

Mittlerweile kennt man sein Gesicht in Sankt Georgen. Seit April vergangenen Jahres ist der 32 Jahre alte Florian Volm der wissenschaftliche Mitarbeiter der Juniorprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“. Die will katholischen Theologinnen und Theologen dazu verhelfen, dialogfähig mit dem Islam zu werden. Bei Volm hat das mit dem „Dialog“ aber schon viel früher angefangen: in seiner Jugend, in dem Tausend-Seelen-Dorf bei Tübingen, in dem er aufgewachsen ist. Irgendwann wurde die Pension des Dorfes zum Flüchtlingsheim. Albaner, Kosovaren, Ex-Jugoslawen. Unter ihnen viele Muslime. Mit denen hat er Fußball gespielt, mit ihnen das Fasten gebrochen.

Für die jungen Männer waren er und seine Familie der erste richtige Kontakt zu Deutschen. Volm, in der katholischen Jugendarbeit aktiv, versuchte mit Barbecue und Sport die katholische und die muslimische Jugend zu vernetzen. „Das alles hat aber nur funktioniert solange ich da war.“ Als er zum Studieren nach Basel ging, lief nichts mehr. Wenn er an diese Zeit zurückdenkt, sagt er: „Ich bin mit der muslimischen Kultur aufgewachsen.“

Dass er „das“, Islamwissenschaften also, dann auch studieren wollte, hat trotzdem alle überrascht, auch seine Familie. Immer wieder musste er sie daran erinnern, dass sein Studium „Islamwissenschaften“ heißt, mit Betonung auf Wissenschaft eben. Und dass so ein Studium nichts mit dem persönlichen Glauben zu tun hat. Volm ist und bleibt katholisch. In der Kirche ist er schließlich „sehr zu Hause“. Zu Hause sind mittlerweile auch die „Neuen“ von damals – sie leben heute noch dort, wo Volm aufgewachsen ist, in dem Tausend-Seelen-Dorf, und sind längst in dessen Gemeinschaft integriert.

Florian Volm zog für das Studium nach Basel. „Zufall“ war das, an der Uni wurde nicht nur er, sondern auch seine damalige Freundin direkt zugelassen. Neben dem Bachelor in Islamwissenschaften machte er einen zweiten in Gesellschaftswissenschaften mit Schwerpunkt Gender. Die Kombination Islam und Gender – das passte für ihn einfach gut zusammen.

Nach dem Doppelbachelor brauchte Volm erst mal eine Pause. Er machte zuerst einen Sprachkurs in Syrien, reiste durch das Land. „Bis 2011 lag so eine Wahl nah.“ Die dort gesprochenen Dialekte sind dem Hocharabischen – das, was man für die Uni braucht – besonders nah. Bis heute hat er Kontakt zu seiner damaligen Mitbewohnerin. Erst letztens hat er sich wieder Bilder aus der Gegend angesehen. Die haben bestätigt, was er befürchtet hatte: „Es sieht längst nicht mehr so aus wie damals.“

Nach seiner Zeit in Syrien arbeitete er ehrenamtlich in einem Flüchtlingslager in der Demokratisch Arabischen Republik Sahara. Drei Monate gab er dort Englischunterricht, fuhr Lebensmittel aus. Er erinnert sich noch gut an das „Gefängnis Sahara“: „Es ist nach allen Seiten hin offen, du kannst theoretisch hinlaufen wohin du willst, du kannst auch nirgends hinlaufen, weil du dich einfach verläufst.“

Aus dem Ausland zurück, googelte er nach Projekten zur Dialogarbeit und landete auf der Seite der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Kurzerhand bewarb er sich auf ein Praktikum, im Fachreferat Interreligiöser Dialog. Dialog, da sind wir wieder. Kirchliche „Dialogarbeit“ – das wollte er einfach mal ausprobieren, auch wenn er sich damals noch nicht viel darunter vorstellen konnte. Er bekam das Praktikum und durfte bleiben, arbeitete auch noch während seines Masters in Sprachen, Geschichte und Kulturen des Nahen Ostens in Tübingen weiter, als studentische Hilfskraft. Heute ist er an der Akademie Fachreferent für „Islamismus“ im Qualifikationsangebot „Islam im Plural“. Dadurch sollen kirchliche und kommunale Mitarbeiter mehr über die individuellen und kulturellen Hintergründe von Muslimen erfahren.

Und dann ist da noch Sankt Georgen. Regelmäßig ist Florian Volm auf dem Campus, mal gibt er Tutorien für die Teilnehmer des Studienprogramms, mal arbeitet er an Veröffentlichungen zu Themen, die sowohl das Christentum als auch den Islam beschäftigen oder unterstützt Pater Tobias Specker SJ bei den arabischen Umschriften seiner Habilitationsschrift. Als er angefragt wurde, war er gerade noch zu Forschungszwecken in den vereinigten Staaten. Trotz Skype: „Ich habe gemerkt, dass es passt, auf akade-

Wenn es ein Wort gibt, das ihn auszeichnet, es wäre „Dialog“. Ohne den würde seine Arbeit auch nicht funktionieren. Florian Volm ist Islamwissenschaftler, ein Vermittler zwischen den Religionen. Seine Mission: Sich und seine Arbeit überflüssig zu machen, weil der Dialog auch ohne ihn klappt.

Foto: Christian Trenk

mischer und auf persönlicher Ebene.“ Sankt Georgen ist „der schönste Platz der Welt zum Arbeiten“, glaubt der Wahl-Münchener und findet es schade, dass er nicht in Frankfurt lebt.

Seine Arbeit – ganz schön katholisch. Geplant war das nicht, „aber seitdem bin ich nicht mehr rausgekommen, da hänge ich jetzt fest“, sagt er. So schlimm sei es bei der Kirche aber nicht. „Nette Abende, gute Dialogveranstaltungen, gute Gespräche“ – Volm mag die Arbeit. Heute weiß er: Dialogarbeit bei der Kirche ist offen und liberal.

Der Arbeit bei der Kirche hat er auch noch etwas ganz anderes zu verdanken. Anders als viele seiner Kommilitonen kam er früh mit der wirklichen Praxis in Kontakt. Viel zu „historisch“ findet er das Studium in Islamwissenschaften – und staunt manchmal über die Praxisferne seines ehemaligen Studiums. „DITIB“ – von der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion, die der Religionsbehörde in der Türkei

„Manchmal sei katholisch sein gar nicht so verkehrt, sagt er: „Die Leute können mir Fragen stellen, die sie sich nicht trauen, einem praktizierenden Muslim zu stellen.““

untersteht, habe so manch ein Kommilitone noch nie etwas gehört. Eine muslimische Verbandslandschaft in Deutschland, gibt es die überhaupt? Dabei sei es genau dieses Wissen, das heute zähle.

Wie es denn nun ist, katholischer Islamwissenschaftler zu sein? Manchmal sei katholisch sein gar nicht so verkehrt, sagt er: „Die Leute können mir Fragen stellen, die sie sich nicht trauen, einem praktizierenden Muslim zu stellen.“ Bei der Fortbildungsreihe „Islam im Plural“ erlebe er das immer wieder. Komisch findet er nur, dass er immer häufiger Anfragen von der AfD bekommt. Blond und katholisch – vielleicht sei das authentischer? So richtig passen tut ihm das nicht. Mit der AfD wird der Dialog mit den Muslimen nicht einfacher, da ist er sich sicher.

Eine Hürde muss Volm als Katholik, Islamwissenschaftler hin oder her, bei einem muslimischen Gegenüber jedoch nehmen: das Misstrauen. „Ich bin eben kein Muslim.“ Dass er wirklich über den Islam Bescheid weiß, muss er in solchen Gesprächen erst beweisen. Er kann die Skepsis aber auch verstehen. „Wer wäre ich, über diese Religion zu sprechen, wenn ich nicht mal die Texte lesen könnte?“ Der Eisbrecher ist jedes Mal: sein gutes Türkisch.

Wenn das Misstrauen überwunden ist, erlebt Volm im interreligiösen Dialog nichts als „pure Freude“. Wie bei der Summerschool im Kosovo. Die habe einmal mehr gezeigt: Dialog – das sind eben nicht nur Gesprächsrunden, sondern auch hitzige Diskussionen um die beste türkische Soap. Oder die Frage, warum die Damen dieses oder jenes Kopftuch tragen. „Wer fragt, bekommt ehrliche Antworten“, das weiß Volm aus eigener Erfahrung. Dialog hat für ihn aber auch seine Grenzen. „Ich kann schon nein sagen, wenn mir irgendetwas nicht passt.“ Im Beruf sei ihm das zwar noch nicht untergekommen, als Cusanus-Stipendiat aber schon. Da seien ihm durchaus komische Leute begegnet. „Alles, was mit Homophobie zu tun hat, das ist für mich indiskutabel“, sagt er.

Hat man bei so vielen Projekten noch Hobbys? „Ist 3alog nicht auch ein Hobby?“, fragt er und spielt damit auf das gleichnamige Internetportal an, das den interreligiösen Dialog per Videos pflegt. Da fällt ihm ein: Mittlerweile ist aus diesem Hobby ein Beruf geworden. Mit Büros und zwei ordentlichen Stellen. Das preisgekrönte Projekt wird seit Oktober von „Demokratie leben“ gefördert. Geboren wurde die Idee dafür während des Masterstudiums in Istanbul. Er und zwei evangelische Theologen wurden damals an der Islamischen Theologischen Fakultät von den Studierenden immer als „Experten für das Christentum“ bezeichnet. Die drei merkten schnell: Auf die vielen Fragen ihrer Kommilitonen hatten sie nicht immer die passende Antwort. Zurück daheim begriff Volm: Den Muslimen geht es in Deutschland nicht anders. Viele Fragen, wenige Antworten. Das Problem: „Die Leute, die Antworten haben, sind dann Salafisten, Leute wie Pierre Vogel.“

Gemeinsam mit den zwei Theologen beschloss er: Eine Webseite mit guten Antworten muss her. Heute ist sie gespickt mit lauter Videos zu Fragen wie: War Muhammed humorvoll? Darf man mit Christen befreundet sein? Ihr nächstes Projekt sind Videoworkshops an Schulen. Die Schüler dürfen die christlich-muslimisch-jüdischen Teams mit Fragen löchern. Diese Fragen und ihre Antworten werden aufgezeichnet und ins Netz gestellt. „Das soll den Kreislauf zwischen offline und online schließen“, sagt Florian Volm. Ein Riesen-Projekt. „So viel ist das alles gar nicht“, findet er. Apropos Hobby – eines fällt ihm doch noch ein: Badminton spielen.

Nebenbei hat er seine Promotion fertiggeschrieben – über die Selbstdarstellung und Fremdrezeption der Gülen-Bewegung in der Türkei. Im Januar wird sie veröffentlicht. Mit der Bewegung hat Volm sich schon auseinandergesetzt, bevor sie in den Medien rauf und runter beschrieben wurde. 2012, in seiner Zeit in Istanbul, kam er mit ihr in Kontakt, wurde zu Gesprächskreisen eingeladen, hat Bücher gelesen, bereits seine Masterarbeit über Gülen geschrieben. Deswegen wundert er sich immer wieder, wer seit dem Putschversuch in der Türkei so alles in den Medien zu Wort kommt. Der sonst so ruhige Wissenschaftler wird da plötzlich ziemlich scharf: „Eigentlich müsste ich mehr Anfragen bekommen.“ Gefragt würden dagegen immer wieder die Falschen, Leute, „die einfach nur Türken sind“. Und das, obwohl die Türkei doch das Land der Verschwörungstheorien sei. „Da hat schnell mal jemand was gehört und gibt das einfach so weiter“, weiß der Islamwissenschaftler. Und: Auch wenn die Gülen-Bewegung die weitaus bessere Option sei – eine weiße Weste habe sie sicherlich nicht: „Die sind jetzt nicht auf einmal die Guten.“

Wenn man Volm fragt, was einen guten Dialog ausmacht, lautet die prompte Antwort: „direkter Kontakt“. Gerade weil der Kontakt fehlt, gibt es seiner Überzeugung nach lauter skurrile Meinungen. Die bekommt er immer wieder in E-Mails zu lesen oder am Telefon zu hören. Die meiste Islamkritik sei hoffnungslos überzogen, sagt Volm, doch so fest in den Köpfen verankert, dass man da nichts machen könne, auch als Islamwissenschaftler nicht: „Die wollen nur eine Bestätigung für ihre eigene Meinung haben.“

Wenn er sich etwas wünschen dürfte? – Dass sein Job als Mediator zwischen muslimischer Community und Mehrheitsgesellschaft hinfällig wird: „Weil es von alleine läuft.“ Es wird wohl ein Traum bleiben. Zumindest für die nächsten Jahre.

FRANKFURTER THEOLOGISCHE STUDIEN

336 Seiten, Hardcover, 49 Euro
ISBN 978-3-402-16066-4
Frankfurter Theologische Studien, Band 76

Im Johannesevangelium beginnt und endet die Passion Jesu jeweils in FRANKFURTER THEOLOGISCHE STUDIEN einem Garten (Joh 18,1; 19,41). Diese beiden Gärten wurden in der Exegese des 20. Jahrhunderts überwiegend als Referenz auf die historischen Orte der Passion Jesu verstanden, eine mögliche symbolische Bedeutung hingegen ausgeschlossen. Dabei blieb außen vor, dass Räume in einer Erzählung, selbst wenn sie auf historische Orte verweisen, nicht einfach mit diesen identisch sind, sondern als literarische Räume einen Teil der erzählten Welt darstellen.
Angeregt vom Spatial Turn in der Literaturwissenschaft und den Erkenntnissen des russischen Strukturalisten Juri M. Lotman zur Raumsemantik werden in der vorliegenden Studie die Gärten des Johannes in ihren historischen und symbolischen Bezügen und ihrer Bedeutung für das theologische Konzept des vierten Evangelisten untersucht.

Aschendorff Verlag

Einfach bestellen unter:

fon: 0251 / 690-136
mail: buchverlag@aschendorff.de
web: www.aschendorff–buchverlag.de

Himmlische Machtfragen

Die Macht Gottes und die Mächte und Gewalten

THOMAS RUSTER
Professor für Systematische Theologie, Dortmund

Der Brenner Bauer hatte das abgelegene Hochtal einst entdeckt und dort seinen Hof errichtet. So erzählt es der Roman *Das finstere Tal* von Thomas Willmann. In den paar Dutzend Häusern, die jetzt das Dorf bilden, wohnen nur Leute, die der Alte ausgesucht hat. Sein Wort gilt hier, nach seinen Regeln hat man zu leben. Sechs kräftige Söhne sorgen, Strafengeln gleich, dafür, dass sein Gesetz befolgt wird. Deren fürchterlichstes ist es, dass die jungen Frauen gleich nach der Hochzeitsfeier auf den Brenner Hof verbracht und dort so lange festgehalten werden, bis sie schwanger sind und ihr erstes Kind zur Welt gebracht haben. Wer sich dagegen auflehnt wie jener junge Mann, der seine Braut befreite und mit ihr zu fliehen versuchte, hat eine grausame Strafe durch die Söhne zu erleiden. Er wurde sogar, einer Idee des Pfarrers folgend, wie Jesus mit Nägeln ans Kreuz geschlagen. Der Frau aber gelang die Flucht. Der Pfarrer war es auch, der an Weihnachten über den heiligen Joseph predigte. Der heilige Joseph hatte es, so erinnert er, in frommer Demut ertragen, dass ein anderer, höherer, würdigerer zum Vater seines Kindes wurde, den Heutigen zum Vorbild. Dann aber kommt der Sohn jener Frau, die entkommen war, eines Tages in das Dorf.

Was ein Leben unter Macht und Gewalt bedeutet, lässt Willmanns Roman mit literarischer Meisterschaft erspüren. Besser noch reden wir im Plural von den Mächten und Gewalten, um die entindividualisierte, ungreifbare und unangreifbare Erfahrung von Macht zum Ausdruck zu bringen. Denn im Dorf kann man es sich gar nicht anders vorstellen als dass es immer so sein müsse wie es gewesen war. Es gibt keine Auflehnung, keinen Widerstand. Es gibt aber die, die mit der Brenner Familie kollaborieren und davon profitieren. Es wird nicht über das gesprochen, was doch im Tiefsten Angst und Beklemmung verbreitet, was alle Freude ertötet, gerade auch und besonders vor der Hochzeit. Man schweigt viel. Gespräche werden abgebrochen, wenn sie in die Richtung dessen gehen, was alle erleiden. Man kennt keine Lieder in diesem Dorf, keine Musik. Der Befreier, als er dann erscheint, erfährt Misstrauen und Ablehnung, keinen Dank. Hat er nicht die Ordnung zerstört, die seit Anfang der Welt im Hochtal bestand? Hat er nicht die Leiden sinnlos gemacht, die die Älteren erdulden mussten und die jetzt den Jüngeren erspart bleiben?

Mächte = Systeme

Rezensionen zu Willmanns Roman heben gerne hervor, dass er uns in eine vergangene, fremde Welt entführt. Aber ist das denn wahr? Durch unser „Hochtal" braust der Autoverkehr. Supermärkte stehen da, in denen man Waren aus aller Welt kaufen kann. Zusätzlich floriert der Internethandel. Von Abgeschiedenheit keine Spur. Flugzeuge bringen Reisende in die entferntesten Ferienparadiese. Schulen, Universitäten und Krankenhäuser gibt es da. Die Macht des Alten ist einer demokratischen Verfassung gewichen. Und doch: Wird nicht die Macht, die die modernen Funktionssysteme ausüben, genauso hilf- und tatenlos hingenommen wie die Gesetze des Brenner Hofes? Die Gesellschaft hält am Fetisch des eigenen Autos, überhaupt am Privateigentum unbeirrt fest, auch dann, wenn die Wohnungen in den Städten unbezahlbar und Landschaft und Klima nachhaltig geschädigt werden. Wirtschaftswachstum ist weiterhin das Hauptziel der Politik, auch wenn die Grenzen des Wachstums längst erreicht sind. Den Selektionsmechanismen des Bildungssystems sind alle unterworfen. Die Medizin macht gesund und krank zugleich. Wir leben unter Mächten und Gewalten nicht anders als die im Hochtal, wir sind ihnen ebenso hilflos ausgeliefert. Was die neutestamtlichen Schriften, denen solche Erfahrungen vertraut waren, archai kai exousiai nennen, wechselt zu jeder Zeit seine Gestalt. Aber es ist eine Grunderfahrung, dass die Freiheit des Menschen durch solche überindividuellen Kräfte begrenzt wird, die heute am besten, der Systemtheorie folgend, unter dem Begriff der Systeme gefasst werden. Die Menschen agieren wie ein Schwarm, wie ein natürliches System, das hat die Systemtheorie von der Biologie gelernt. Systeme, auch soziale Systeme wie die Familie und Funktionssysteme wie die Wirtschaft, sind blind. Sie betreiben nur ihre Selbsterhaltung. Sie kennen die Welt nur aus ihrer Perspektive. Sie schaffen

Illustrationen: Elke Teuber-S.

es aber, sich mit den Interessen und Bedürfnissen ihrer Umwelt zu verkoppeln. Wohlstand und Nahrung verschafft uns das Wirtschaftssystem, also lassen wir es gewähren. Die Tradition hat dies im Bild des Teufels als Verführer festgehalten: Man muss ihm nicht folgen, aber man verfällt so leicht seiner Verführung, und dann hat man seine Seele verkauft.

Engel und Dämonen

Bekanntlich sind die Regale unter der Überschrift Esoterik oder Engel in den Buchhandlungen heute besser bestückt als die zu Christentum und Glauben. Umfragen nach glauben mehr Menschen an Engel als an Gott, oder sie halten einfach jene höhere Wirklichkeit, die ihnen in den Engeln begegnet, für das Göttliche. In der neuen Engelreligion steckt viel naiver Aberglaube und auch sehr viel Kommerz. Meistens handelt es sich um eine Art von religiösem Konsumverhalten, das auch die Kräfte des Himmels noch erwerben und für den eigenen Vorteil nutzen will. Dennoch sehe ich es als ein Zeichen der Zeit, dass der eindimensionale wissenschaftliche Empirismus und Rationalismus, der noch einen Kant zu seinen Invektiven gegen den „Geisterseher" Swedenborg veranlasste, heute an Geltungskraft verliert. Der Himmel, von dem Bert Brecht in seinem *Leben des Galilei* behauptete, er sei abgeschafft, ist wieder da. Es sind gute und böse Geister, denen man in der Engelreligion begegnet: Angefangen von den hilfreichen Privatengeln, die einem bei der Parkplatzsuche oder bei der Liebe helfen, bis zu den Monstern und Teufeln, die die ganze Welt in den Abgrund stürzen wollen. Ein reiches Bildmaterial, das beide Seiten des Himmels in Szene setzt, begleitet diese Religion. Das Christentum, das sich gut aufklärerisch gerade von seinem barocken Engel- und Dämonenprogramm verabschiedet hat, ist auf diese Entwicklungen schlecht vorbereitet. Wo bleibt denn die christliche Wahrnehmung der Mächte und Gewalten heute?

Der allmächtige Gott

Es gehört zu den erschütterndsten Eindrücken in Willmanns Roman, dass vom Pfarrer, der als starker und durchsetzungsfähiger Mann geschildert wird, keinerlei Hilfe gegen das Regiment des Brenner Hofes kommt. Im Gegenteil, er macht gemeinsame Sache mit dem Alten und verleiht dessen Treiben noch eine religiöse Weihe. Wer gegen den Brenner ist, der ist auch gegen den Gott, den der Pfarrer verkündet. Die Geschichte vom finsteren Tal nimmt nicht nur die Metapher vom Jammertal auf, von der christlicherseits so reichlich Gebrauch gemacht worden ist, sie beschreibt vielmehr das ganze Geschehen in einer religiös-christlichen Codierung. Der alte Brenner ist gleichsam der Schöpfer dieser Welt. Er gibt der Welt sein Gesetz. Seine Söhne sind das Heer der Engel, das den Willen des Vaters vollzieht und Übertretungen bestraft. Der Übeltäter, der mit seiner Frau zu fliehen versucht, muss seine Schuld am Kreuz büßen. Eine eindrückliche Szene beschreibt eine Art Geld-Kommunion: Der Retter, der Sohn der entflohenen Frau, zwingt die Krämerin, die damals das junge Paar auf der Flucht gegen Geld an die Brenner Söhne verraten hat, Geldstücke hinunter zu würgen. Die letzte Szene des Buches ist das Weltgericht. Und hier erhebt sich nun die große theologische Frage: Wie kann es sein, dass die Erfahrungen, die mit den Mächten und Gewalten in Zusammenhang gebracht wurden, hier auf den christlichen Gott selbst bezogen werden? Warum ist Gott mit den Mächten und Gewalten verwechselbar? Weil, so scheint mir die plausibelste Antwort zu sein, die christliche Theologie und Verkündigung Gott nach der Art der Mächte und Gewalten gezeichnet haben. Weil die Differenz zwischen Gott und Himmel, jene Differenz, die schon im ersten Satz der Bibel eingeschärft wird („Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde"), übersehen und vernachlässigt worden ist. Weil Gott den Göttern gleich gemacht worden ist; den Göttern und Göttinnen der Religionen, die in ihnen die Höchstformen irdischer Machterfahrungen personifiziert sehen.

Rufen wir uns die Eigenschaften in Erinnerung, die die klassische Gotteslehre ihrem Gott zugesprochen hat: höchste Vollkommenheit – Autonomie und absolute Notwendigkeit – Einfachheit und Unveränderlichkeit – Unermesslichkeit und Allgegenwart – Ewigkeit – Einzigkeit – unendliches und absolutes Wissen – absoluter Wille und infolgedessen unfehlbare Vorherbestimmung, die jede Freiheit neben Gott ausschließt – schließlich als Zusammenfassung all dessen: seine Allmacht und seine absolute Herrschaft über die Welt. Der alte Brenner ist nach diesem Bild geschaffen. Und wenn er auch nicht das Maß der Perfektion erreichen kann, das Gott zu eigen sein soll, so gleicht er ihm doch in der Hinsicht, dass er so gut wie tot ist. So wird der Brenner im Roman geschildert: als uralter Mann, der sich nicht mehr aus eigener Kraft bewegen kann, der keinen Kontakt zu seiner Umwelt aufnimmt. Auch der Gott der klassischen Gotteslehre ist mehr tot als lebendig. Denn wer zur Unveränderlichkeit verdammt ist, wer keinen Wissenszuwachs erreichen kann, wer keine wirklichen Beziehungen zum anderen aufnehmen kann, wer nicht lieben kann (und eben das sagt ja die klassische Gotteslehre: dass Gott die Geschöpfe nicht um ihrer selbst, sondern um seiner selbst willen liebt, dass er sie niemals so lieben kann, wie er sich liebt), der lebt nicht. Lebendig sein heißt doch wohl: Auf anderes Lebendige reagieren zu können; den anderen in seiner Unverfügbarkeit wahrzunehmen und sich von ihm überraschen zu lassen; nicht zu wissen, wie man selbst reagieren wird, wenn und insofern man die Unverfügbarkeit des anderen annimmt. Dieser Gott, der Gott des philosophischen Theismus, war nie lebendig. Er war schon tot, bevor Nietzsche darauf aufmerksam wurde. Er kann nicht wirklich Person sein. Zu ihm kann man nicht beten. Von ihm bleibt zuletzt nur die reine Wirklichkeit der Macht. Und weil dies so ist, kann er von den Mächten und Gewalten nicht unterschieden werden.

Der Herr aller Mächte und Gewalten

Im Gottesdienst rufen die Christen, und ebenso auch die Juden: „Heilig, heilig, heilig, Gott, Herr aller Mächte und Gewalten." Auf diesen Gott ist also zu hoffen, auf ihn kann man setzen, wenn man mit den Mächten und Gewalten fertig werden will. Aber nicht so, dass man die Macht Gottes einfach nur als Steigerung, als Übersteigerung der weltlichen Mächte begreift. Die neuere Theologie hat sich vielfach mit der Frage nach der Macht Gottes beschäftigt. Sie hat sie als die Macht der Liebe zu begreifen gesucht. Aber sie ist doch dabei, soweit ich sehe, nicht von der Metaphysik des höchsten Wesens losgekommen, die felsenfest in der Tradition des Christentums verankert ist. Welche Macht kann es sein, die den Mächten und Gewalten entgegenzusetzen ist? Wodurch werden sie überwunden?

Mit Willmanns Roman ist an dieser Stelle nicht weiterzukommen. Am Ende richtet der Retter, der Sohn der entkommenen Mutter, ein Blutbad an. Mit Gewalt soll Gewalt besiegt werden. In der Bibel gibt es eine andere Geschichte. Als Johannes der Täufer Jesus zum ersten Mal sieht, da sagt er: „Seht, das Lamm Gottes." Er denkt an ein Lamm, ein Tier, das ganz am Ende der Nahrungskette steht. Das sich gar nicht wehren kann. Die Offenbarung des Johannes erzählt die Geschichte weiter. Es ist das Lamm „wie geschlachtet", das den Drachen besiegt. Es kämpft nicht, aber es siegt. Von den Lämmern können wir es also lernen. Bezogen auf die oben genannten Gottesprädikate sind die Lämmer in allem das Gegenteil. Für die Theologie bleibt noch sehr viel zu tun. Vielleicht fängt sie heute erst so richtig an, nachdem sie sich von der Metaphysik des allmächtigen Gottes freigemacht hat. Am Ende können wir es der Welt dann sagen, was es bedeutet, Gott als den Herrn der Mächte und Gewalten anzurufen.

Wir fördern das Deutschlandstipendium

PETRA MUTH
Hochschulsekretärin

Die Hochschule Sankt Georgen vergibt seit 2012 Deutschlandstipendien. Bei diesen Stipendien kommt die Hälfte der Gelder vom Bund, die andere Hälfte müssen die Hochschulen bei privaten Geldgebern einwerben. Mit den Deutschlandstipendien werden leistungsstarke und engagierte Studierende durch einen monatlichen Betrag in Höhe von 300 Euro gefördert. Auswahlkriterien sind neben den Studienleistungen die Motivation und das ehrenamtliche Engagement der Studierenden. Die soziale Situation wird ebenfalls mitberücksichtigt. Gestartet sind wir seinerzeit – unterstützt durch den Freundeskreis der Hochschule Sankt Georgen – mit drei Stipendien. Inzwischen ist es uns gelungen, so viele private Mittel einzuwerben, dass wir zehn Stipendien pro Jahr vergeben können. Diese Anzahl möchten wir auch zukünftig gerne beibehalten. Dafür benötigen wir jedes Jahr Spenden in Höhe von 18000 Euro. Das ist für unsere kleine Hochschule eine stetige Herausforderung.

Mit einem Betrag von 1800 Euro können Sie ein komplettes Deutschlandstipendium für ein Jahr finanzieren. Kleinere Spenden werden in einem Spendenpool zusammengeführt, so dass aus mehreren Einzelspenden ein Deutschlandstipendium vergeben werden kann.

Wir sind überzeugt, dass die fundierte Ausbildung, die junge Menschen in ihrem Studium der Philosophie und der Theologie an unserer Hochschule erhalten, die Befähigung zu Reflexion und kritischem Denken und die Interdisziplinarität eine gute Grundlage für eine spätere verantwortungsvolle Tätigkeit bilden, sei es im kirchlichen Bereich oder anderswo in der Gesellschaft. Haben Sie Anteil daran!

Wir freuen uns über eine Spende für dieses Projekt auf unser Spendenkonto:
PTH Sankt Georgen e.V. Stichwort: Deutschlandstipendium
PAX-Bank e. G. Kto.-Nr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX / IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01

Deutschland STIPENDIUM
Wir sind dabei

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Akhogba, Augustine
Child Labour & Education in Nigeria.
A Christian Social Ethics Perspective on Development
Nigeria: Floreat Systems 2017
ISBN: 9789789525485

Gautier, Andreas
Pilgern und Wallfahren in der Schule.
Eine Option für Schule und Schulpastoral
Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH 2017
(Pastoralpsychologie und Spiritualität, Bd. 20)
ISBN: 978-3-631-67944-9

Kempen, Martin
Coaching als abduktiver Prozess vor dem bleibenden Geheimnis.
Theorie U aus pastoralpsychologischer Perspektive
Berlin: LIT Verlag 2016 (Pastoral Care and Spiritual Healing. Spiritualität interkulturell, Bd. 5)
ISBN: 978-2-643-13566-7

Kleinjohann, Frank
Tradition im Denken Walter Kaspers.
Impulse für ein konzilsgemäßes Traditionsverständnis
Freiburg, Basel, Wien: Herder 2017
(Theologie im Dialog, Bd. 20)
ISBN:978-3-451-37861-4

Pruchniewicz, Stephan
Fremde(,) Schwestern und Brüder. Kooperativer Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen
Berlin: LIT Verlag 2016
(Religion und berufliche Bildung, Bd. 9)
ISBN: 978-3-643-13573-5

DISSERTATIONEN

Fischer, Dirk, Dr.
Der geborene Mensch als Existenz der doppelten Negation: Die Präimplantationsdiagnostik und ihre Folgen für das Selbstverständnis des Menschen
Erstgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ
Zweitgutachterin: Jun.-Prof.in Edeltraud Koller

Irankunda, Patrick
Paul, le persécuteur appelé à témoigner:
étude narratologique des récits de vocation de Paul dans les Actes des Apôtres (Ac9; 2 et 26)
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Keßler, Tobias
Kann denn aus Nazaret etwas Gutes kommen?
Perichoretisch-kenotische Entgrenzung als Paradigma des Verhältnisses zwischen zugewanderten und einheimischen Katholiken
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: Dr. Klara Csiszar

Kleinjohann, Frank
Tradition im Denken Walter Kaspers
Erstgutachter: Prof. Dr. Medard Kehl SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Rosenhauer, Sarah
Die Unverfügbarkeit der Kraft und die Kraft des Unverfügbaren. Subjekttheoretische und gnadentheologische Überlegungen im Anschluss an das Phänomen der Kontingenz
Erstgutachter: Prof. Dr. Knut Wenzel
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Makinisi Yanga, Gabriel
L'Église comme Famille de Dieu.
L'ecclésiologie de communion dans les rapports entre Rome et les Églises locales africaines
Erstgutachter: Prof. Dr. Knut Wenzel
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

LIZENTIATSARBEITEN

Bakatoula, Adret Claudel
Dieu un. Réflexion critique sur la notion de Dieu unique dans Nostra Aetate 3
Erstgutachter: JProf. Dr. Tobias Specker SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Druyen, Michael
Der Gottesknecht. Eine exegetische Betrachtung des Lemmas
Erstgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Melanie Peetz

Ubah, Hilary
Veneration of the Saints' in Ancestor Worship of the Nigerian Igbo Culture
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

DIPLOMARBEITEN

Bartsch, Benjamin
Eine Wasserscheide in der Theologiegeschichte?
Zur Debatte um Henri de Lubacs „Le Surnaturel" vor dem Zweiten Vatikanum
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Mispireta Amesquita, Arturo Rolando
Chorus angelorum et militia caelestis.
Die Engellehre im theologischen Diskurs
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Seymor, Leslie-Ann
‚Dass wir Geistträger sind'
Gottes-Bild und Gottes-Rede im Kontext Gemeinde unter Berücksichtigung der bestehenden Praxis der Firmkatechese
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Stühler, Claudia, Dr.
Gerechtigkeit in der Sphäre der persönlichen Beziehungen von Axel Honneth
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

MAGISTERARBEITEN

Berg, Claudia
Spiegeln die Gedenkstätten im Saarland die jüdische Geschichte wider?

Böhm, Eva-Maria
Verletzliche Treue
Junge unverheiratete Paare aus moraltheologischer Sicht
Erstgutachter: Jun.-Prof.in Edeltraud Koller

Drescher-Östringer, Eva Katharina
Die Forderung nach Gehorsam im CIC/1917, den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils und dem CIC/1983
Erstgutachter: Prof. Dr. theol., Lic. iur. ca Thomas Meckel

Hafner, Rebecca
Fremde sind wir vor dir, Gott!
Pastoralpsychologische Impulse zu einem heilsamen Umgang mit der Angst vor Fremdem.
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Hemsteg, Moritz Hendrik
DA QUOD IUBES ET IUBE QUOD VIS
Der Pelagius des Augustinus.
Vom Mönch zum Häresiarchen
Erstgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

Humm, Dominique
Dauerhafte Prägung oder bis zum Tod?
Eine dogmatische Untersuchung der Ehe und deren Übereinstimmung mit dem Charakter indelebilis
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Humml, Klarissa
Der feindliche Bruder in der mimetischen Theorie der Gewalt.
Eine Analyse anhand ausgewählter Werke der Gegenwart.
Erstgutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Jünger, Esther
Handelt Gott frei? – Das Gottesattribut der Freiheit in der Perfect Being Theology
Erstgutachter: Prof. Dr. Oliver Wiertz

Merten, Sven
Der Priester in der Spannung zwischen Mit-ihm-sein und Gesandt-sein
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Möller, Markus
Die Philosophie der Religion bei Ludwig Wittgenstein

Rinkart, Benjamin
Pius XII. – ein kontroverses Pontifikat
Pius XII. und die Shoah
Darstellung einer kontroversen Debatte
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Rockermeier, Andrea Maria
Thomas Mertons Begriff des »wahren Selbst« und seine Ausdeutung im 7. Kapitel der Regel des hl. Benedikt
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Rojas Tänzer, Gwendolyn
Demenz und Seelsorge –
Eine Pastoraltheologische Arbeit zur Untersuchung der Bedürfnisse Demenzkranker und wie Seelsorge mit dementen Personen gelingen kann.
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

Schreiner, Timm
Unechtes Heilsorakel oder echtes Unheilsorakel?
Eine exegetische Untersuchung von Mi 2,12-13
Erstgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Schwertfeger, Sebastian
Verantwortungszuweisung in der Textil- und Bekleidungsindustrie
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Sinn, Michael
Gerechtigkeit und Gemeinschaft:
Kommunitarismus und biblisches Ethos als Grundlagen zur Gestaltung moderner Gesellschaften
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Wojtczak, Dorothea
Remedium concupiscentiae?
Zur Theologie des Ehesakraments.

BACHELORARBEITEN

Wahlberg, Åke
Der Blick von irgendwo – Zum Verhältnis von Tradition und Rationalität in der Philosophie
Alasdair MacIntyres und Hans-Georg Gadamers

!

Geschafft!

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de